

20. 11. 1922

Ostdeutsche Monatshefte

Sonderausgabe:

Polen



27uhle

Verlag: Georg Stilke, Danzig-Berlin

3. Jahrgang 1922

Heft 8

Neue Presseurteile

über das erfolgreiche Buch des Herausgebers
der „Ostdeutschen Monatshefte“

Carl Lange

Der Kronprinz und sein wahres Gesicht

Unpolitische Dokumente
eines Augenzeugen

14. — 20. Tausend · Veränderte u. erweiterte Aufl.

Beferzeitung v. 1. 8. 22: . . . Das Treue-
halten eines Freundes zu einem Gefallenen,
die Warnung eines Mannes vor Ungerechtig-
keit, das Glaubensbekenntnis eines Aufrechten
. . . der unbefümmerte Versuch eines Ehr-
lichen, der Wahrheit eine Gasse zu bahnen . . .
Hans Frank

Preis: Geh. 30. — M. In Halbleinen 70. — M.

Verlag von Fr. Wilsb. Grunow · Leipzig

**JEDER Volkswirt, Jurist, Politiker
JEDER Industrielle und Kaufmann
JEDER leitende Beamte und Angestellte
Jeder, der am öffentlichen Leben
Anteil nimmt**

liest das 14 tägig erscheinende, für den aktu-
ellen Gebrauch, wie als Nachschlagewerk noch
nach Jahren gleich wertvolle u. unentbehrliche

„Zentral-Archiv für Politik und Wirtschaft“

Über die ganze Welt verbreitet!

Vorzügliches Anzeigenorgan!

„Europäisches Wirtschafts-Adreßbuch“

Bestellungen bei jeder Postanstalt, bei unseren
Geschäftsstellen oder unmittelbar bei der

**Verlagsanstalt München, G. m. b. H.,
München, Ludwigstrasse 17 a/II**

Freymann

das große, vornehme Kaufhaus

Danzig, Kohlenmarkt

Daheim-Möbel

Langfuhr,
Hauptstr. 17
früh. „E. d. W.“

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrgang

November 1922

Nr. 8

Zur Weltlage Kongreßpolens

Von Prof. Friß Braun

Bei dem Namen des Wiener Kongresses überkommt uns eine eigentümliche Müdigkeit, während es bei dem bloßen Worte „Freiheitskriege“ wie zukunftsfrohes Märzwehen durch unsere Seele zieht. So viel kluge Männer und schöne — selbstverständlich nebenher auch kluge — Frauen sich damals in der gastlichen Donaustadt am grünen Hange des Wiener Waldes zusammenfanden, das ganze Machwerk, das Europas Diplomaten dort zustandebrachten, kommt uns recht widersinnig vor, mögen wir nun an die österreichischen Gendarmen in dem heißblütigen Welschland denken oder an den Deutschen Bund, jene staatliche Mißbildung, der man höchstens nachrühmen darf, daß sie die Sehnsucht unseres Volkes nach einer würdigeren Staatsform nicht einschlafen ließ.

Auf diesem trotz aller lockenden Walzermelodien seiner Feste letzten Endes doch so mattschmerzigen, müden Kongresse wurde auch das Staatsgebilde geschaffen, mit dem wir es hier zu tun haben, ein Neupolen, das im Osten bis zur Buglinie, im Süden bis zur Weichsel reichte, jedoch so, daß Krakau außerhalb seines Gebietes verblieb. Von früher polnischem Gebiet fehlten ihm im Westen das Posener Land, im Norden der alte Ordensstaat, während ihm dafür, als ein im Grunde genommen recht wesensfremder Bestandteil, im Nordosten noch das Gouvernement Suwalki angehängt wurde.

Der Argwohn läge recht nahe, daß wir es auch hier mit echter Wiener Kongreßarbeit zu tun hätten, d. h. mit einem politischen Gebilde, das ganz willkürlich, ohne Rücksicht auf den Sinn der Erde und die Wohnräume der Völker begrenzt wurde. Aber merkwürdig, je länger wir über diese Frage nachdenken, um so weniger

Mut finden wir, über Kongreßpolen ein so hartes Urteil zu fällen.

Augenscheinlich wollte man dem preussischen Staat die zu seiner militärischen Sicherung unbedingt nötigen Grenzgebiete und Oesterreich das militärisch ebenso wichtige Karpatenvorland belassen und doch ein Staatsgebilde schaffen, das nicht ein Großherzogtum Warschau, sondern ein wirkliches Königreich Polen würde, d. h. ein Staat, wohl befähigt, das polnische Volk zu völkischer und wirtschaftlicher Arbeit zu vereinen.

Die Schuld daran, daß Kongreßpolen diese Aufgabe nicht erfüllt hat, einzig und allein auf die Polen zu schieben und kurzerhand den Schluß zu ziehen, dieses Volk habe im 19. Jahrhundert seine völlige Unfähigkeit zu politischer Selbstständigkeit erwiesen, liegt gerade uns Deutschen recht nahe; aber vergessen wir doch nicht, was die Anforderung besagen will, unter russischer Herrschaft völkische Eigenart und wirtschaftliche Fähigkeiten zu entwickeln. Deshalb tun wir vielleicht ganz gut, unser Urteil darüber noch für ein Menschenalter zu vertagen.

Auf dem Atlas sehen wir das Gebiet, um das es sich hier handelt, oft genug vor uns, jedesmal, wenn wir die Karte Deutschlands aufschlagen. Aber wer hätte sich früher die Mühe gegeben, seinen Blick auch auf dem Weichsellande ruhen zu lassen? Und wozu auch? Pfliegte sich doch kein Kartenzeichner besonders anzustrengen, das noch jenseits der deutschen Grenze die Oberflächenform und die Siedelungen des Landes planvoll darzustellen, gleich als ob das wesenloses Oedland wäre. So erschien Kongreßpolen auf der Landkarte recht eigentlich als eine Grenzmark Deutschlands, fast wie ein

Gebilde, das sich an dessen Ostgrenze festgesogen hätte. Daraus wird es uns auch verständlich, daß während des Weltkrieges bei uns Stimmen laut wurden, die den deutschen Staatsmännern rieten, rasch entschlossen ganz Kongreßpolen in Besitz zu nehmen.

Zu einem ganz anderen Urteil über Polens Westlage gelangen wir, wenn wir uns Kongreßpolen auf der politischen Karte Europas aufsuchen. Da erscheint uns das Land wie ein Sturmbock, den das russische Weltreich gegen Mitteleuropa vorschiebt, wie ein harter Keil, den es, spaltend und alle Gewebe zerreißend, zwischen die beiden mitteleuropäischen Großmächte treiben möchte. Diese Bilder sind wohl doch zutreffender als die oft gebrauchte Redensart, die Kongreßpolen als Rußlands gepanzerte Faust bezeichnende, weil sich das Zarenreich in dem mächtigen Festungsviereck an der Mündung des Bug ein ungeheures Bollwerk geschaffen hatte, bei dessen Ausbau es sicherlich mehr an herrischen Angriff denn an unabwendbare Verteidigung dachte.

Aber trotz alledem hoben die Erdkundigen mit Recht hervor, daß dies Aufmarschgebiet der Russen gegen Westen für beide Parteien gleich bedrohlich war, denn nur allzuleicht konnten, wie die Erfahrung uns gelehrt hat, die Heere der Russen gerade in Kongreßpolen zwischen die zermalnenden Arme einer fest zussammenstossenden Arme genommen werden.

Als dann den Polen Gelegenheit geboten wurde, sich einen eigenen Staat zu gründen und sie sozusagen der Welt dessen gottgewollte Bestimmung klar zu machen suchten, wurden sie nicht müde, ihre Heimat als ein vermittelndes Zwischenland zu bezeichnen, das vom Schicksal selber damit beauftragt sei, den weiten Räumen des Ostens die wirtschaftlichen und kulturellen Güter Mittel- und Westeuropas zugänglich zu machen.

Der nachdenkliche Erdkundige darf dieser Auffassung der Dinge leider nicht beipflichten. Liegen sich doch die schier endlosen Rokittsümpfe, das mächtigste Niedlandgebiet unseres Erdteils, wenn wir von Nordrußlands Tundren und dem skandinavischen Hochgebirge absehen wollen, zwischen Großrußland und das Weichsel-land mit einer trennenden Kraft, welche die eines hohen, aber dabei paßreichen Gebirges weit übertreffen dürfte.

Daraus erklärt sich auch, daß Kongreßpolen nach dem religiösen Glauben, der ganzen Weltanschauung und der Wirtschaftsform seiner Be-

wohner (hier in Polen wirkliche Fabriken nach mitteleuropäischer Art, dort in Rußland noch vielfach die zu einer gewissen Fabrikähnlichkeit ausgestuhten Arbeitsstätten der Waldbauern, riesiger Latifundien) viel mehr zu Mitteleuropa als zu Rußland gehört. Daß dieser Zusammenhang nicht noch viel stärker hervortrat, lag an den politischen Zuständen, welche die Grenzen gegen Deutschland zu fast unüberwindlichen Schranken machten und jene Angehörigen der polnischen Intelligenz, welche den Zusammenhang mit dem Westen pflegen wollten, zur Flucht ins Ausland zwangen.

Deshalb dünkt es uns auch eine Vorbedingung des wirtschaftlichen Aufschwungs unseres östlichen Nachbarreiches zu sein, daß dessen Politiker diese Beziehungen zwischen hüben und drüben pflegen und allmählich zu einer wirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaft der beiden Grenzvölker zu gelangen suchen. Diese Erkenntnis scheint uns für Polens Zukunft viel wichtiger zu sein als der Besitz eines Stückes der Meeresküste. Der war ja für Polens Machtstellung selbst in jenen Tagen fast wesenlos, als die polnische Küste, rein staatsrechtlich betrachtet, von Esthland bis Hinterpommern reichte. Ebenso wenig wie uns Deutschen daran liegen kann, an unserer Ostgrenze weite Gebiete mit ganz überwiegend polnischer Bevölkerung besetzt zu halten (die Zeit von 1795—1807 war in der Hinsicht recht lehrreich), ebenso wenig liegt es auch in polnischem Interesse, eine Grenzführung beizubehalten, durch die eine innere Ausföhrung mit dem westlichen Nachbar unmöglich gemacht wird.

Es ist doch wohl verständlich, daß ein Sohn des Weichsellandes, der auch heute noch oft genug von der Blüte seiner schönen Heimat träumt, diese Dinge anders beurteilt als die Kinder West- und Mitteldeutschlands. Mit einem Urteil, durch das dieser herrliche Gau durchs Schwert recht in der Mitte geteilt wird, so daß Leben und Lebenskraft hüben wie drüben vernichtet werden, ist seiner Liebe nicht gedient. Weit lieber sähe er Germanen und Slawen auf diesem Erdraum zu wetteifernder Arbeit vereint, die einen als tüchtige Lehrer, die anderen als Schüler voller Vertrauen und Zerneifer. Mag es noch so schwer erscheinen, einen solchen Zustand herbeizuführen, wir wollen uns die Mühe, ihm vorzuarbeiten, nicht verdrießen lassen, denn andere Mittel, um unser Weichsel-land gesunden zu machen, gibt es wohl kaum. Auch nicht in der französischen Apotheke!



Altes und Neues aus der Geschichte der Deutschen in Polen

Von Albert Breuer, Ögierz

„Wir alle leben vom Vergangenen und gehen
am Vergangenen zugrunde.“ Goethe

Die Wanderlust liegt den Deutschen in den Gliedern. Vielfach wird angenommen, der Städter sei, da ihn keine so festen Bande an den Wohnort binden, freizügiger als der Bauer. Meist mag auch die Liebe zur Scholle stark im Herzen des Landmannes wurzeln. Aber auch der Landmann wird vom Auswanderungsfieber heimgesucht. „Rodland, Rodland“, geht es wie ein Lauffeuer durch die deutsche Siedlung. Und

eines schönen Tages macht sich fast das ganze Dorf auf die Wanderschaft, einem ungewissen, verschwommenen Ziele entgegen.

Dieser eigentümliche „Geist der Zeit“ tritt uns des öfteren in der Geschichte der deutschen Einwanderung in Polen vor die Augen. Jedesmal waren die Siedlungsverhältnisse höchst ungünstig. Es hieß, entweder auf altem Grunde zu bauen, wo dann Trümmerreste und Schutthäufen hinweggeräumt werden mußten, oder



Der Alte Markt in Warschau, Blick gegen Nordwesten
Geviertförmige Anlage nach der Art der ostdeutschen Städte. An der Stelle des abgebrochenen Rathhauses steht ein Brunnen

aber eine Siedelung aus grüner Wurzel entstehen zu lassen. Viel harte Arbeit verschlang der verunkrautete Boden, die abgeholzte, mühsam gerodete Waldfläche, ehe die deutsche Pflugschar ihre erste Furche zog.

„Kein Augustisch Alter blühte“, weder den deutschen Bauern noch den Städtern. Ausschließlich ihrer Arbeitskraft, Ausdauer und Fähigkeit durften sie vertrauen. Die alte Heimat vergaß unheimlich schnell ihre unglücklichen Kinder. Lockerer und immer lockerer wurden die Bande, bis allmählich das Gefühl der Zusammengehörigkeit im grauen Treiben des Alltags völlig erstarb.

Drei große deutsche Einwanderungswellen ergossen sich im Laufe der Jahrhunderte über die polnischen Lande. Die erste kam kurz nach dem Tatareneinfall um die Mitte des XIII. Jahrhunderts und ging vornehmlich in südöstlicher Richtung. Die zweite, um ein Vielfaches schwächere Welle ergoß sich über die westlichen Grenzgebiete Polens. Sie ist als Auswirkung des traurigen dreißigjährigen Krieges anzusehen, wo die Verhältnisse im Mutterlande sich so bitterböse gestaltet hatten. Die letzte große Einwanderung geschah am Anfange des XIX. Jahrhunderts, nach der erfolgten Teilung Polens und dehnte sich hauptsächlich auf die Landschaften Masowien und Kujawien, die im Innern der Republik lagen, und Galizien im Südosten aus.

Der polnische Fürst Boleslaus der Schamhafte rief im Jahre 1257 die ersten deutschen Siedler ins Land. Zu Kopaschin in Kujawien kam der Vertrag zustande, auf Grund dessen den deutschen Einwanderern 30 Hufen Land in der Nähe der zerstörten Stadt Krakau überlassen wurden. Rasch nacheinander entstanden, sich teils an alte Dorf- und Siedelungen, teils an bequeme Flußübergänge und Straßenkreuzungen anlehnend, eine stattliche Anzahl deutscher Städte und Dörfer; so Posen (1253), Kalisch (1282), Gnesen (1262), Sendomir (1253). Heute noch finden wir, nachdem von deutschem Wesen nicht die geringste Spur übrig geblieben ist, vielfach stolze Bauten, sowohl kirchlicher wie profaner Natur, in den alten polnischen Städten, die die kundigen Wanderer an längst vergangene Zeiten deutschen Strebens und Wirkens gemahnen. Im besonderen bezieht sich das Gesagte auf die alte polnische Krönungsstadt Krakau, dieser fast drei Jahrhunderte hindurch vollständig den Bewohnern und Erbauern nach deutschen Stadt.

Die zweite große deutsche Einwanderung fiel in die Regierungszeit des polnischen Königs Wladislaus IV. (1632—48), den eine für damalige Zeiten auffallende Glaubensduldung und edle Menschlichkeit auszeichneten. Die überwiegende Mehrzahl der Einwanderer waren evangelisch; sie stammte aus Schlesien, wo durch die Unduldsamkeit des Kaisers Ferdinand in

ihrer Glaubensfreiheit bedrängt, sie zum Wanderstabe zu greifen genötigt war. Ein Teil der Siedler, darunter vornehmlich Landleute, kam aus Brandenburg und Pommern, welche Provinzen unter den Lasten des dreißigjährigen Krieges stark zu leiden hatten. Sie verließen bei Nacht und Nebel ihre Gehöfte und gingen scharenweise über die polnische Grenze.

Im Laufe des XVII. und XVIII. Jahrhunderts hörte die deutsche Einwanderung keineswegs auf. Fortlaufend kamen immer wieder größere und kleinere Häuflein von deutschen Kulturträgern ins polnische Land: Bauern, Handwerker, Aerzte, Kriegsleute, Fabrikanten und Kaufleute, sogar deutsche Gelehrte. Dies ist eine sonst natürliche Erscheinung zwischen Ländern von so großen Kulturunterschieden wie Polen und Deutschland. Zu Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts setzte die dritte deutsche Kolonisation ein.

Waren die beiden ersten Einwanderungen mehr triebartig, ohne festumrissenen Plan und jedweden Rechtsschutz seitens der alten Heimat, so läßt sich dies von der letzten nur mit geringen Ausnahmen sagen. In dem kurzen Zeitraum von 1794—1806 siedelte man in den

Provinzen Süd-Preußen und Neu-Ostpreußen, d. h. auf dem Gebiete des späteren Kongreßpolen, 13 000 Seelen an, die in 2337 Siedelungen untergebracht wurden; die Ansetzungskosten beliefen sich auf reichlich 2 Millionen Taler, der dadurch unter Kultur gebrachte Boden betrug 100 000 Magdeburger Morgen. Nach den schicksalschweren Tagen von Jena und Auerstädt hörte der Zustrom der deutschen Kolonisten keineswegs auf. Zur Zeit des Herzogtums Warschau — zur Zeit der Selbstverwaltung Kongreßpolens — bis hinaus zur Bauernbefreiung im Jahre 1864 fluteten in größeren oder kleineren Mengen deutsche Bauern ins Land. Der polnische Forscher Wolski gibt für das Jahr 1858 die Zahl der deutschen Siedlungen in Kongreßpolen mit 9005, deren Einwohner mit 52 484 an. Diese Zahl ist zu niedrig gegriffen. Nach Busch (Statistik und Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinden im Königreich Polen) ist die Zahl der Evangelischen, die sich ja heute wie damals meist mit dem Begriff Deutsche deckt, für das Jahr 1865 mit 235 000 Seelen angegeben. Die Nachkommen leben auch gegenwärtig im Bereiche Kongreßpolens, obgleich der fünfte Teil in den



Das Schloß in Warschau, ehemals Sitz der polnischen Könige, während des Weltkriegs Sitz des Deutschen General-Gouvernements. Im Vordergrund die Säule des Königs Sigismund Waja

siebziger bis achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, von einem wilden Auswanderungsfieber befallen, in die Wälder und Steppen Wolhyniens zog, wo heute ungefähr 200 000 deutsche Bauern leben, die der Krieg jedoch arg mitgenommen hat. Die deutschen Bauern fanden sich nicht zu geschlossenen Siedelungen zusammen. Als Sprachinseln von öfters 65 % Einschlag in einer politischen Gemeinde, liegen sie in der weiten polnischen Ebene zerstreut.

Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der deut-

sagt, daß trotz der Unbill des politischen, wirtschaftlichen und kirchlichen Lebens unbewußt in ihm tief die Liebe zu deutscher Art und Sprache schlummert. Dies ist auch das sicherste Unterpfand seines künftigen bewußten Lebens und Strebens.

Die letzte Einwanderung brachte ebenfalls tüchtige Handwerker und Fabrikanten ins Land. Der Zuzug geschah meist zwischen den Jahren 1818—30, zur Zeit der Selbstverwaltung von Kongreßpolen. Als Ansiedelungsgebiet wurde



Schloß Łazienki bei Warschau. Lieblingschöpfung des Stanislaus August Poniatowski, letzten Königs von Polen

schen Kolonisten allein in Kongreßpolen auf 450 000. Kulturell stehen sie im allgemeinen kaum höher als die sie umgebende polnische Landbevölkerung, obgleich der Drang nach Fortbildung gerade in landschaftlicher Hinsicht öfters augenfällig bei den Kolonisten in Erscheinung tritt. Die jahrzehntelange Vernachlässigung der Bildungsbestrebungen haben den Kolonisten meist schüchtern, verschlossenen, geistig träge gemacht. Das leider so jäh zum Abbruch gelangte segensreiche Wirken des „Deutschen Vereins“ in Łódź bildet eine sonnige Stelle im Grau der Jahrhunderte alten, heute niedergehenden deutschen Kulturarbeit in Polen. Zur Ehre sei es jedoch dem deutschen Landmann ge-

den Angekommenen die sehr spärlich bewohnte Landschaft Masowien überlassen. In kurzer Zeit entstand hier ein ganzer Kranz von größeren und kleineren Fabrikorten mit Łódź im Mittelpunkt, der heutzutage mit den Hunderten von qualmenden Fabrikschlotten an die industrie-reichen Ebenen Sachsens oder Westfalens erinnert. Viele Jahrzehnte hindurch bewahrten diese so rasch aufgeblühten Weberstädte ihr deutsches Gepräge. Jedoch mit der Einführung von Dampfwebstühlen und, nachdem die Zollgrenze zwischen Rußland und Polen (1855) aufgehoben wurde und den Łódzger Waren die unübersehbaren Märkte Rußlands vorbehaltlos zugänglich wurden, ging die Entwicklung der

Łódzger Industrie mit Riesenschritten vorwärts. Deutsche Arbeitskräfte reichten nicht aus. Polnische Schwarzarbeiter strömten massenhaft aus den umliegenden Ortschaften in die Fabrikstädte — und der deutsche Charakter dieser begann zu schwinden. Das Deutschtum verlor immer

gegenzuarbeiten versuchte, stumpfte das völkische Bewußtsein vollends ab. Es bildete, formte sich im Laufe der Zeit der berüchtigte geistige Typ „Łódzgermenschen“, dem als oberster Wahlspruch in allen Lebenslagen gilt: „Zeit ist Geld, alles andere ist Schnuppe.“



Aus dem Sächsischen Garten in Warschau. Wasserturm, erbaut von Marconi 1854

mehr an Einfluß. Als der wirtschaftliche Wettbewerb mit der Moskauer Industrie durch geschickte Wühlereien der „patriotischen“ russischen Fabrikanten einen gefährlichen politischen Anstrich bekam, den man seinerseits durch die Presse oder Schutzverbände nicht aufklärend ent-

Sich selbst überlassen, ohne Führer und Führung, stellte das Deutschtum zu Beginn des Weltkrieges eine graue, völkisch fast gleichgültige Masse dar; selbstredend waren auch tüchtige, beherzte Männer darunter, die fest und mit vollem Bewußtsein an ihrem Volks-



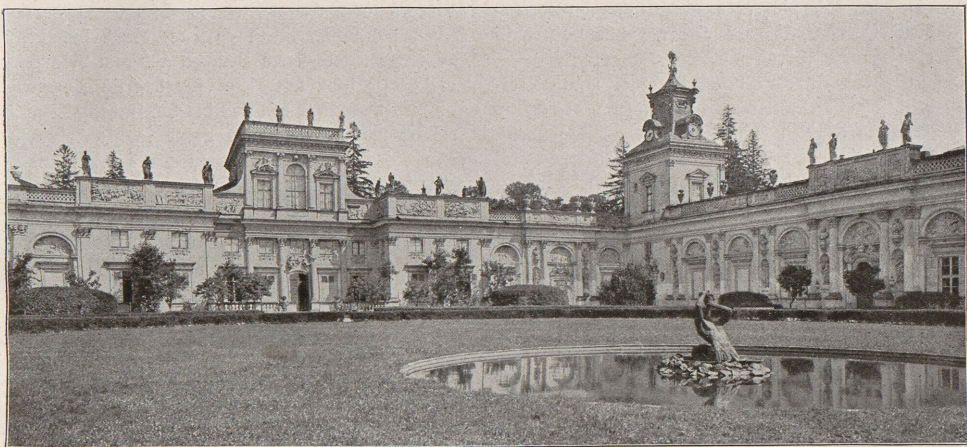
Schloß Willanow, Gartenseite
 Erbaut als Wohnhaus des Königs Johann Sobieski, erhöht und erweitert von August dem Starken.

tum hingen. Die Mehrzahl der begüterten Deutschen war und ist bis auf den heutigen Tag „russisch“ orientiert, d. h. für sie ist der russische Absatzmarkt alles. Die Angehörigen des Mittel- und Arbeiterstandes sind in ihrem Herzen nach wie vor gut deutsch. Die alten, guten Ueberlieferungen, der Stolz des Kulturträgers lebt in ihnen unbewußt weiter. Ueberall fehlt es an der Pflege der von den Vätern ererbten völkischen und kulturellen Güter, mangelte es an geschichtlicher Selbstbesinnung.

Reich werden, zu Macht und Ansehen gelangen — gelten als erstrebenswertes Ziel bei hoch und niedrig. Den kulturellen Schatz pflegen, ergänzen, bereichern — wer wollte das tun. Ein Teil der berufsmäßig Gebildeten schämte sich seiner deutschen Herkunft und ging ins polnische Lager über, in vielen Fällen sich als Feind des Deutschtums gebärdend. Der andere Teil, der die russischen Bildungsanstalten durchlief, tauchte in der slawischen Geisteswelt unter; dies ging um so leichter, weil ihm von Hause aus keine deutschen Schutzmaßnahmen, in Gestalt von Kennen und Erkennen der angestammten völkischen und kulturellen Güter bekannt waren. „Am Vergangenen gehen wir zugrunde“, nirgends bewahrt sich Goethes Wort so einschneidend als am Schicksal der Deutschen in Kongreßpolen.

Viel Samen wurde und wird in letzter Zeit ausgestreut. Die Monatschrift „Geistiges Leben“, die Wochenschrift „Deutsche Post“, die aufklärende Tätigkeit des bereits obener-

wähnten „Deutschen Vereins“ und der gegenwärtig im völkischen Sinne arbeitenden Tageszeitung „Łódzker Freie Presse“ und der Wochenschrift „Der Volksfreund“ tragen das ihrige mit bei, den schlummernden Geist der Deutschen zu wecken, aufzumuntern und zur Selbstbesinnung anzufeuern. Unvergleichliche Verdienste hat sich um das Deutschtum in Kongreßpolen Adolf Eichler erworben. Abgesehen von der aufopfernden Arbeit zum Wohle seines Volkstums, bot er uns in seiner „Geschichte des Deutschtums in Kongreßpolen“ eine reiche Gabe. Das Buch ist uns ein Eckstein in der aufklärenden Erziehungsarbeit am Volke geworden. Sände sich, wenn auch nur eine kleine Schar von bewußt völkisch fühlenden gebildeten deutschen Männern und Frauen, die, in den verschiedensten Berufen stehend, frei und offen für die Rechte und Würde ihres Volkes eintreten, in tätiger Liebe sich ihrer Volksgenossen annehmen würde, dann könnten wir einer Gesundung und Höherentwicklung der Deutschen Kongreßpolens entgegensetzen. Der Mangel an sittlich hochstehenden, in tiefer völkischer Liebe wurzelnden Führern war und ist der Krebsgeschaden unseres Volkskörpers. Darum ist es die vornehmste Sorge aller wahren Volksfreunde, den Kreis der Getreuen unermüdlich zu erweitern. Gelingt es, sich durchzusetzen, fällt der ausgestreute Samen auf fruchtbare Erde, so gehen wir aus der Zeit der Laueheit, der inneren Zerrissenheit einer frohen Zukunft entgegen.



Schloß Willanow, rechter Teil der Hoffseite
 Begonnen von König Johann Sobieski, umgestaltet und erweitert von August dem Starken

Die Brückenbauten des Deutschen General-Gouvernements in Warschau

Von Julius Kohte

Nachdem im Weltkriege die russische Herrschaft in Polen ein Ende gefunden hatte, wurde das Land in deutsche und österreichische Verwaltung genommen und aus dem nördlichen Teile das Deutsche General-Gouvernement Warschau gebildet. Unter der umsichtigen Leitung des Generals Hans v. Beseler, des Bezwinners der Festungen Antwerpen und Modlin, der 1921 aus diesem Leben heimgegangen ist, wurde versucht, die Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen hatte, zu heilen und dieses dem westeuropäischen Kulturkreise wieder zuzuführen. Das Gesundheitswesen wurde überwacht, das Schulwesen geordnet, Universalität und Technische Hochschule wiederhergestellt, eine wissenschaftliche Erforschung des Landes eingeleitet, die polnische Sprache in ihre Rechte wieder eingesetzt. Die Hauptstadt Warschau, sowie die größeren Städte und die Kreise erhielten Selbstverwaltung; das Gebiet des Stadtkreises Warschau wurde vergrößert. Zum Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften konnte freilich wenig geschehen. Aber bedeutende Verbesserungen erfuhr das Verkehrswesen, und die im Zusammenhange damit ausgeführte Ueberbrückung der Strom- und Flußläufe ließ Werke entstehen, deren Bild sich jedem auf-

prägen mußte, der das Land aus der Anschauung kennen gelernt hat. Die Brückenbauten, als die vielleicht bedeutendsten Aeußerungen der Tätigkeit des Deutschen General-Gouvernements, welche bei den Polen bisher kaum Anerkennung gefunden hat, verdienen eine besondere Betrachtung und Würdigung.

Den gewaltigen Weichselsestrom zu überbrücken ist erst spät gelungen. Um die auf dem linken Ufer gelegene Hauptstadt Warschau mit dem rechten Ufer zu verbinden, ließ König Sigismund August 1568 über den Strom eine Brücke schlagen, an welche noch heute der Name der Brückenstraße (Ulica Mostowa) erinnert. Unter den Angriffen des Stromes ging die in hölzernen Hängewerken hergestellte Brücke sehr bald zugrunde. Der Entwicklung der Stadt folgend, wurde 1775 weiter oberhalb im Zuge der Böttcherstraße (Ulica Bednarska) eine Schiffbrücke hergestellt; Hochwasser und Eisgang zwangen, diese jeden Winter abzubrechen. Eine feste Verbindung beider Ufer wurde erst mit dem Bau der eisernen Brücke gewonnen, die, vom Schloßplatz ausgehend, unter Leitung von Stanislaus Kierbedz 1859–64 errichtet wurde; sie dient noch heute der Straßenbahn, dem Wagen- und Fußgängerverkehr. Zu ihr ge-

gefellten sich späterhin die Eisenbahn-Doppelbrücke unterhalb der Stadt, sowie oberhalb eine zweite Straßenbrücke.

Wo der Narew in die Weichsel mündet, erhebt sich, die Landschaft beherrschend, die starke Festung Modlin (russisch Nowo-Georgiewsk). Hier bestanden vor dem Weltkriege drei Brücken, über den Narew die Brücke der von Warschau nach Ostpreußen führenden Eisenbahn, sowie zwei feste Straßenbrücken über Narew und Weichsel, letztere oberhalb der Mündung des Narew. Zu Beginn des Krieges hatten die Russen noch eine behelfsmäßige Brücke über die Weichsel geschlagen, die unmittelbar zur Festung führte.

Das waren die festen Brücken der mittleren Weichsel. Von der älteren Straßenbrücke in Warschau abgesehen, waren sie nach militärischen Gesichtspunkten erbaut. Daselbe gilt für die Brücken der befestigten Plätze, mit denen die Linie des Narew verteidigt wurde.

Als die Russen im August 1915 das Land räumen mußten, zerstörten sie die Brücken. Die deutsche Verwaltung, die das Land in ihre Obhut nahm, erkannte als eine ihrer wichtigsten Aufgaben die Wiederherstellung der Brücken, für welche in erster Linie die Bedürfnisse des deutschen Heeres maßgebend waren; aber über

diese hinausgehend wurden Anlagen und Ausführung derart gewählt, daß die Brücken dem Lande dauernd zum Nutzen gereichen konnten. Zunächst wurden für den Vormarsch des deutschen Heeres einige Schiffsbrücken geschlagen, in Warschau, bei Modlin und Wyszogrod, sehr bald auch einige behelfsmäßige Pfahlbrücken, neben der alten Straßenbrücke in Warschau und neben der Eisenbahnbrücke bei Modlin, um sichere Uebergänge zu haben, die während des

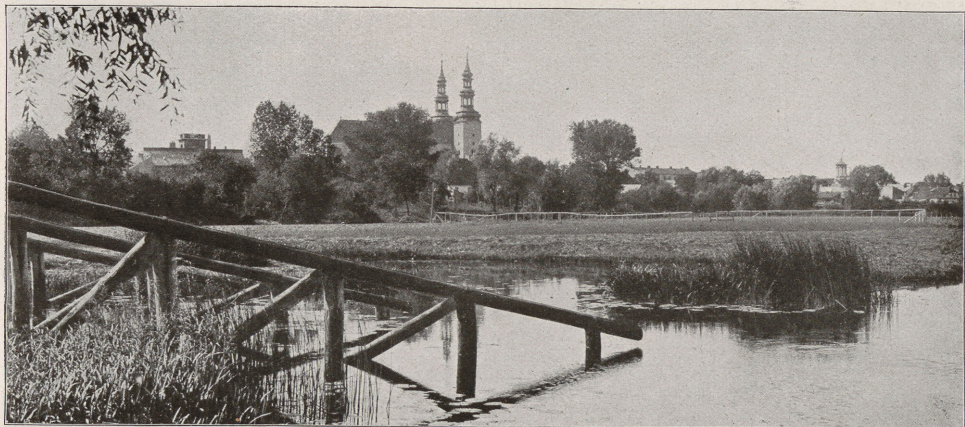
Winters den Angriffen des Stromes widerstehen konnten. Dann galt es, die Trümmer der zerstörten eisernen Brücken aus dem Strombett zu schaffen, um dieses für den Abfluß des Wassers und Eises und für die Schifffahrt wieder frei zu machen; das war keine leichte Arbeit, denn die Eisenteile waren zu zerschneiden und zu heben, und bei Modlin hatten die Russen, um Hindernisse zu schaffen, Eisenbahnwagen in den Fluß gestürzt und Schiffe versenkt.

Zuerst wurde die alte Straßenbrücke in Warschau, für den Verkehr das wichtigste, wieder hergestellt. Als eine der ältesten weitgespannten Brücken zeigt sie einen kastenförmigen Ueberbau aus Schweißeisen, dessen Wandungen in wagerechter oberer und unterer Gurte vergittert sind. Das Vorbild hatten die wenige Jahr zuvor ausgeführten deutschen Brücken gegeben, namentlich die Weichselbrücke bei Dirschau und die Nogatbrücke bei Marienburg, beide von Lentze erbaut, jene mit sechs Öffnungen von 131 m, diese mit zwei Öffnungen von 105 m Achsweite, sowie die von Lohse erbaute Kölner Rheinbrücke mit vier Öffnungen von 104 m Achsweite, die 1909 durch einen Neubau ersetzt worden ist. Die Warschauer Brücke hat sechs Öffnungen von 80 m Achsweite, von denen die beiden mitt-



Türme der katholischen Pfarrkirche in Łowitsch

leren von den Russen zerstört wurden. Die veraltete Konstruktion, die eine übermäßige Eisenmenge verbraucht hätte, konnte nicht wieder gewählt werden, sondern war durch eine wirtschaftlich bessere zu ersetzen, die den inzwischen gemachten technischen Fortschritten entsprach. Statt der Gitterträger wurden in den zerstörten Öffnungen Fachwerke verwandt, deren obere Gurte als flache Parabelbögen gestaltet sind. Am 5. August 1915 war Warschau, am 9. Praga



Die Stadt Łowicz, von der Brücke der Bzura gesehen

von den Deutschen besetzt worden, und bereits im Januar 1916 konnte die Brücke dem Verkehr zurückgegeben werden. In derselben Zeit wurden die Eisenbahnbrücken bei Warschau und Modlin aus den Trümmern wiederhergestellt, im wesentlichen in ihrer ehemaligen Gestalt, eine ungewohnte, schwierige Aufgabe, deren Lösung aber glücklich gelang. Die Straßenbrücke über die Weichsel bei Modlin wurde nicht erneuert, ihre Pfeiler und Ueberbau wurden vollständig abgebrochen, weil nach dem Fall der Festung für eine Brücke an dieser Stelle kein Bedürfnis mehr vorlag.

Für die sonst zu errichtenden Brücken mußte eine einfache Bauweise gewählt werden, die rasch herzustellen war, nur senkrechten Druck, keine Schub- und Zugspannungen auf die Auflager ausübte. In den Sandboden der Flußläufe wurden Pfahljochs gerammt; deren Abstand konnte bis zu 20 m mit gewalzten eisernen Trägern überdeckt werden; waren des Eisgangs wegen größere Spannweiten, bis zu 60 m, erforderlich, so nahm man eiserne Sachwerkträger mit wagerechten Gurtungen. Drei neue Brücken solcher Art wurden im Winter 1915—16 über die Weichsel gebaut, bei Wyszogrod (zu deutsch im Mittelalter Hohenburg genannt), Plozk (polnisch Plock) und Leslau (Wloclawek). Obwohl die beiden letzteren Städte als Sitze der Landesherren und der Bischöfe frühzeitig Bedeutung erlangt hatten, so bestanden hier doch erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Schiffsbrücken, die nur während der günstigen Jahreszeit eine feste Ver-

bindung über den Strom gewährten; Wyszogrod war ohne Brücke. Durch die neuen Brückenbauten erhielt das rechte Weichselufer jetzt Anschluß an die Eisenbahn Warschau—Thorn. Wyszogrod gegenüber nimmt die Weichsel in der Niederung ihres linken Ufers die Bzura auf. Beide Wasserläufe sind in einem Zuge überbrückt; die Brücke über die Weichsel mißt bei 48 Öffnungen die überaus stattliche Länge von 1280 m; hierzu gesellt sich die mit einem Damm angeschlossene Brücke über die Bzura in einer Länge von 160 m bei acht Öffnungen. Die Brücken bei Plozk und Leslau erreichen die Längen von 656 und 677 m. Bei diesen beiden sind die Durchlässe für die Schifffahrt mit eisernen Trägern überdeckt, während bei der Wyszogroder Brücke zwei Hubwerke der Fahrbahn angeordnet sind. In ihrer schlichten Gestalt erinnern diese Brücken an die ehemals üblichen Holzbrücken, und ihre langgezogenen Linien verbinden sich zwanglos mit der weiten Landschaft. Von der Plozker Brücke genießt man einen prächtigen Blick auf den auf der steilen Höhe des rechten Ufers gelegenen Dom.

Im Sommer 1916 wurde auch die zerstörte zweite Straßenbrücke in Warschau wieder betriebsfähig gemacht. Sie war erst kurz vor dem Kriege erbaut worden, als östlicher Anschluß der breiten Jerusalemer Allee und wurde jetzt nach dem polnischen Nationalhelden Ponia-towski benannt. Ihre wirtschaftliche Bedeutung war gering, weil sie in einen nur wenig bebauten Teil des jenseitigen Ufers führt; den Russen war daran gelegen gewesen, noch einen



Arkadia bei Lowitsch, Besitztum der Fürsten Radziwill. Landwirtschaftliches Gebäude als italienische Ruine

Zugang zu den Bahnhöfen in Praga zu gewinnen. Die Brücke zeigt aufwandvolle Architektur, die freilich nur in Zementguß hergestellt ist. Die Öffnungen sind mit Eisenfachwerkträgern überdeckt, deren in flachen Bögen hergestellte untere Gurtung dem Vorbilde des Steinbaues folgt. Die deutsche Verwaltung beschränkte sich, über den zerstörten Öffnungen eine schmale Fahrbahn auf ziemlich kühner Konstruktion herzustellen. In dieser Gestalt hat die Brücke knapp ein Jahr lang bestanden, bis ein Schaden der Gasleitung sie von neuem zerstörte. Soweit bekannt, ist sie seitdem nicht wiederhergestellt worden.

Dieselbe Bauweise wie für die Brücken der Weichselstädte wurde auch für die Neubauten der Straßenbrücken der übrigen Flußläufe verwendet, über den Narew bei Modlin, Sęrz, Pultusk, Rozan, Ostrolenka, Nowogrod, Lomscha, über den Bug bei Brok, über die Bzura bei Sochaczew und Lowitsch. Die bedeutendste Brücke dieser Gruppe ist die bei der Kreisstadt Lomscha (polnisch Lomża), deren Bau bereits unter ruhigeren Verhältnissen in längerer Frist geschehen konnte. Auch hier wurde zunächst eine behelfsmäßige Brücke geschlagen, in die breite Niederung des Narew von beiden Seiten ein Damm geschüttet und auf diesem der eiserne Fachwerk-Neubau vorgeschoben, welcher, 254 m

lang, im Flußbett seine Auflager auf sechs Pfeilern von Betonmauerwerk fand. Zum Schlusse verdienen die beiden 1917 erbauten Brücken über die Pilica nahe deren Mündung in die Weichsel besonders erwähnt zu werden; sie erhielten eine gediegene, durch die örtlichen Verhältnisse bedingte Gestalt, die in Friedenszeit nicht besser hätte gewählt werden können. Die Brücke bei Mniszew, welche die Pilica mit zwei Öffnungen von 70 m Achsweite überspannt, wurde vermittelst hoher Blechträger hergestellt, welche durch gefällige, aufwärts strebende Flachbögen versteift werden. Der konstruktiv entscheidende Teil sind die balkenartigen Träger, deren Masse dem Bilde der Brücke den Ausdruck stehender Kraft gibt, den man sonst an eisernen Brücken vermißt. Die Brücke über die Pilica bei Warka hat ausnahmsweise Ueberbau in hölzernem Fachwerk mit wagerechten Gurtungen, über fünf Öffnungen von je 30 m; die Pfeiler beider Brücken bestehen gleichfalls aus Beton.

Die ersten und dringendsten Instandsetzungen geschahen im Auftrage der Heeres- und der Eisenbahnverwaltung. Nachdem die Zivilverwaltung in Warschau eingerichtet worden war, wurden die meisten der genannten Brückenbauten unter der Oberleitung des im Jahre 1920 verstorbenen Geheimen Baurats und Ma-

jors d. L. Theodor Köhn ausgeführt, während Baurat Karl Bernhard in Berlin als wissenschaftlicher Sachverständiger mitwirkte. An der Ausführung waren die bedeutendsten deutschen Werkstätten des Tiefbauwesens beteiligt; auf den Bauplätzen wurde neben einer infolge des Krieges beschränkten Zahl von deutschen Handwerkern eine aus Einheimischen gebildete Arbeiterschaft beschäftigt, deren Leistungsfähigkeit nur gering war.

Aus der Hand der deutschen Verwaltung

empfang der polnische Staat ein fertiges Netz von Eisenbahnen und Landstraßen, das dazu beitragen wird, dem Lande die bisher zurückgehaltene wirtschaftliche Entwicklung zu geben. Die Brückenbauten dieses Netzes stehen denen der westpreussischen Weichsel an monumentaler Gestalt nach; sie werden aber ihrer Aufgabe auf lange Zeit hinaus zu dienen vermögen und werden als Denkmäler einer ernsten Zeit die Erinnerung an deutsche Tatkraft und deutsche Tüchtigkeit in Polen wachhalten.

Deutsche Kulturarbeit in Polen

Von E. R. Praschinger

In einer Zeit, in der das durch die Wirkungen des Friedensvertrages auf allen Deutschen lastende Leid zum allgemeinen, zum großen deutschen Leid geworden ist, ist es Pflicht, sich jener unserer deutschen Volksgenossen zu erinnern, deren Altoordern vor vielen Jahrhunderten als Pioniere der Kultur nach dem Osten gerufen wurden, und deren Nachkommen heute unter unsäglichen Schwierigkeiten und umgeben von Fremdvolk als sprachliche Minderheiten völlig vereinsamt unter Fremdherrschaft leben müssen. Zeit kennt keine Dankbarkeit.

Und so ist die diesen Deutschen vor vielen Jahrhunderten gewordene ehrenvolle Aufgabe, deutsche Kultur nach dem Osten zu tragen, durch deutscher Hände Fleiß Stätten der Unkultur in solche der Kultur zu verwandeln, für die Nachkommen dieser Kulturbringer zu einer Kette ungeahnter Leiden, zu Elend und schwerer nationaler Not geworden. Die Ereignisse der Gegenwart lenken unsere Blicke ja immer wieder nach dem Osten und lassen es zeitgemäß erscheinen, an Hand der Geschichte auch jenen Beziehungen nachzugehen, die Deutsche und



Arkadia bei Lowitsch, Besitztum der Fürsten Radziwill. Gärtnerhaus, Bogenruine, Gartenjaal

Polen seit altersher mit einander in Berührung gebracht haben, und hierbei die Art des deutschen Einflusses auf Polens Werden zu erörtern.

Schon der erste polnische Herzog, Mieczyslaw, der Gründer der Piasten-Dynastie, hatte 966 den Aufenthalt am kaiserlichen Hofe zu Quedlinburg dazu benützt, um die Einrichtungen der deutschen Verwaltung und des Herwajens kennen zu lernen, in der Absicht, in seinem eigenen Lande Aenderungen und Verbesserungen nach

schlechtern heimführten und deutsche Namen trugen, mit den Hohenstaufen, war der Einwanderung deutscher Ansiedler überaus günstig und hatte zur Folge, daß auch der kleine Adel deutsche Sprache und Art annahm, so daß allgemach der deutsche Einfluß unter den deutsch-freundlichen Piasten so groß geworden war, daß Schlesiens deutsches Land wurde. Mit dem deutschen Reiche selbst aber wurden seit jeher die mannigfachen Verbindungen unterhalten. Auch der deutsche



Der Schloßberg in Plozk mit der Domkirche und den Resten des ehemaligen Schloßes.
Im Hintergrunde die Weichsel mit der neuen Brücke

deutschem Muster, sowie Neueinführungen vorzunehmen. Die polnische Geschichte lehrt uns, daß nach dem Tode jedes Herrschers Streitigkeiten um den Thron ausbrachen, die fast immer zu einer Teilung des Landes führten. Das Entstehen solcher Teilfürstentümer brachte es mit sich, daß sich einzelne von ihnen von der Gesamtheit des Landes loslösten. Bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts war Schlesien, dessen Fürsten sich zum Deutschen Reiche gehörig betrachteten, in den Verband desselben aufgenommen worden. Die Verwandtschaft der schlesischen Herzöge, die meistens Frauen aus deutschen Ge-

Ritterorden wurde durch einen der Herzöge des Landes (1226) ins Land gerufen; dessen unermüdete und für das Land überaus segensreiche Tätigkeit brachte wieder einen starken Strom Zug in das Land, und bald hatten sich ursprünglich öde, unwirtliche und verlassene Gebietsstreifen in fruchtbares Ackerland gewandelt; die deutsche Kultur war auf dem Marsche, und ganze Strecken weit waren dieses Ackerland, Felder und Raine, die schmucken Niederlassungen sichtbarer und herbedter Beweis deutschen Fleißes geworden. In diese Epoche fällt die Gründung

von Thorn und Kulm (1231); die Marienburg, der Sitz des Hochmeisters, wurde zu einem der glanzvollsten Höfe, und das bisher unansehnliche Danzig erhielt jetzt seine Bedeutung als See- und Handelsstadt. Aber diese deutschen Errungenschaften erregten gar bald den Neid der Nachbarvölker, die durch das Aufblühen der deutschen Städte und des deutschen Handels wirtschaftlich stark getroffen wurden, und es kam in der Folge zu den bekannten Kämpfen der Ordensritter mit den Polen. Diese Kämpfe gegen den Deutschen Ritterorden fanden unter Wladyslaw Jagiello erneute Fortsetzung. Dem genannten polnischen Fürsten war 1410 nam-

daß sie nur zu ihrem eigenen Nachteile gegen ihre eigenen Stammesgenossen den Polen Gefolgschaft geleistet hatten.

Die Ereignisse nahmen ihren Fortgang, im Reiche hielt man schon damals andere Vorkommnisse für wichtiger als die Sorge um den Osten, und so fiel schließlich im 16. Jahrhundert auch Livland an Polen, das nunmehr Herrscherin an der Ostsee geworden war. Diese Vorkommnisse aber ließen jenen Haß zwischen Deutschen und Polen entstehen, den die in Polen verbliebenen Deutschen all die Zeit über gefühlt und der sich auch heute noch gegen alles Deutsche kehrt. Und dennoch ging es ohne die Deut-



Blick auf die Stadt Płock von der Weichselbrücke aus
Links der Schloßberg mit dem Dome, rechts die evangelische, ehemalige Dominikaner-Kirche

hafte Hilfe durch das Zuströmen tschechischer Truppen unter deren Heerführer Ziska und durch Mongolen geworden; es kam zur Schlacht bei Tannenberg, in der die deutschen Ritter weichen mußten. Eine Folge dieser Kämpfe war, daß nach dem zweiten Thorner Frieden Pomerellen, das Kulmerland und Ermeland an Polen kamen. Damit aber war die Macht des Ordens zum größten Teile gebrochen, und die Geschichte verzeichnet leider auch den unrühmlichen Anteil der Deutschen an diesem polnischen Siege, da sie, in einem Städtebund vereinigt, gegen die deutschen Ritter mit den Polen gemeinsame Sache gemacht hatten. Zu spät erst brach sich unter der nun folgenden Herrschaft der Polen unter diesen Deutschen die Erkenntnis Bahn,

daß sie nur zu ihrem eigenen Nachteile gegen ihre eigenen Stammesgenossen den Polen Gefolgschaft geleistet hatten. Die Ereignisse nahmen ihren Fortgang, im Reiche hielt man schon damals andere Vorkommnisse für wichtiger als die Sorge um den Osten, und so fiel schließlich im 16. Jahrhundert auch Livland an Polen, das nunmehr Herrscherin an der Ostsee geworden war. Diese Vorkommnisse aber ließen jenen Haß zwischen Deutschen und Polen entstehen, den die in Polen verbliebenen Deutschen all die Zeit über gefühlt und der sich auch heute noch gegen alles Deutsche kehrt. Und dennoch ging es ohne die Deut-



Schloß Oporow bei Kutno

Wehrhafte mittelalterliche Anlage, noch heute bewohnt, von Wasser umschlossen, inmitten alten Baumbestandes

säglichen Schwierigkeiten ihr Dasein fristen müssen. Polnische Geschichtsschreiber berichten vom deutschen Leben im alten Polen und über den großen Einfluß der Deutschen auf die Verhältnisse des Landes.

Die Teilung Polens brachte erneuten Zuzug deutscher Ansiedler in das Land, das einen ungeheuren Tiefstand aufzeigte. So ließ in den Jahren 1781 und 1782 Kaiser Josef II. in den Rheinländern, in Hessen, Nassau, der Rheinprovinz, der Pfalz, Baden und Württemberg Werbeauftrufe verbreiten, mittelst welchen er die Deutschen dieser Gebiete zur Ansiedlung in der Bukowina, Ungarn und in Galizien aufforderte und in denen er den Auswanderungsbereiten allerhand Vorteile, wie zehnjährige Steuerfreiheit, Grund und Boden, Glaubensfreiheit und Reisebegünstigungen zusicherte.

Die in diesen Werbeauftrufen aufgezählten Begünstigungen boten den Auswanderern so viele Vorteile, daß in manchen Gegenden ganze Marktgemeinden auswandern wollten. Es

wanderten auch tatsächlich ganze Sippen aus, und es hatte den Anschein, als ob alle Menschen ihre angestammte Heimat verlassen wollten. Der Weg in die neue Heimat führte diese Ansiedler über Wien, wo zu den meisten von ihnen der Kaiser persönlich sprach, ihre Wünsche entgegennahm, sie ermunterte und ihnen jeglichen nötigen Schutz in Aussicht stellte. Diese große deutsche Volksbewegung nach dem Osten dauerte von 1750 mit kurzen Unterbrechungen bis 1840, am größten aber war sie unter Kaiser Josef in den Jahren 1781 und 1782. Es war dies die zweite große Einwanderung von Deutschen in die östlichen Länder; die erste deutsche Besiedelung Ungarns und Galiziens fällt, wie vorher schon erwähnt, in die Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts.

Als ein beredtes Zeichen deutscher Tatkraft, Schaffensfreude und deutscher Zähigkeit mag es verzeichnet sein, daß diese Ansiedler, nach langer Wanderung auf ungangbaren, äußerst schlechten Straßen, durch unwirtliche und un-

freundliche Gegenden endlich am Ziele angelangt, beim Anblicke der geradezu trostlosen, öden und vollständig hauselosen neuen Heimat, des ungerodeten Bodens, den sie dort antrafen, sich nicht gleich wieder verzweifelt auf den Rückweg in die schöne Heimat machten, sondern vielmehr rüstig und schaffensfroh ihre Tätigkeit begannen. Mit diesen Ansiedlern waren deutsche Aerzte und Ingenieure, Lehrer und Priester gekommen; allüberall entstanden deutsche Schulen, Büchereien, deutsche Krankenanstalten, Betriebe, kurz, bald nach dieser neuen deutschen Einwanderung schon machte sich der Pulsschlag deutschen Erwerbslebens stark fühlbar. Das Schulwesen in Polen ist deutschen Ursprungs, denn die Mönche, die erstmals die Gründung von Schulen vornahmen, waren Deutsche gewesen. So reichte der Wert deutscher Bildung bis ins 19. Jahrhundert hinein und der langwährende deutsche Einfluß tritt auch heute noch in der polnischen Sprache auf. Die nach deutschem Muster errichteten Städte haben alle einen Ring (-platz), den die Polen „rynek“ heißen, sowie ein Rathaus (ratusz). Es würde zu weit führen, den deutschen Einfluß auf die polnische Sprache hier ausführlicher anzuführen. Der „Burmistrz“ (Bürgermeister) und der „rada“ (Rat) der „gmina“ (Gemeinde) arbeiteten lange Zeit nach deutschem Muster und dies gewiß nicht zum Schaden der Gemeindeglieder.

Zähes Festhalten an den Sitten und Gebräuchen der Altvorderen war auch diesen deutschen Siedlern eigen und so boten die deutschen Ansiedlungen in ihrer Anlage, Nettigkeit und peinlichen Sauberkeit dem Beschauer schon von weitem das Bild der heimatischen Dörfer. Selbst die charakteristische Tracht der Heimat hat sich durch lange Zeit bei den Siedlern in Galizien erhalten. Die Männer trugen dreieckige, spitze aufgestülpte Hüte, rote Westen, Aermelsjacken, lange Tuch- oder Leinenärmel, meist kurze, lederne Hosen, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Die Weiber trugen verschiedenartig und kunstvoll gearbeitete Hauben, schöne Leibchen, kurze Kittel von Tuch, welche an einem Wulst an den Hüften hingen, eine bunte, schmale Schürze, farbige Strümpfe und schöne Schnallenschuhe. Schnurr- oder Backenbärte sind diesen deutschen Siedlern ebenso wie das Rauchen, das als „neumodisch“ galt, lange unbekannt gewesen und geblieben.

Aber auch aus Deutschböhmen waren Ansiedler eingewandert, so u. a. in die Gegend des heutigen Kolomea. Die dieser Stadt be-

nachbarte deutsche Gemeinde Mariahilf verdankt ihre Gründung 40 Sippen, die 1811 dorthin eingewandert sind. Ein deutsches Haus, eine deutsche Rosengerschule, eine deutsche Volksbücherei, ein Turnverein, der eine Sängerriege unterhielt, die das deutsche Lied auch in der Fremde hoch in Ehren hielt, vermittelten den Ansiedlern die Verbindung mit der alten Heimat. Die 1811 eingewanderten 40 Sippen hatten sich trotz der zeitweiligen Abwanderung 1911 bereits auf 250 Sippen vermehrt, zwei neue Tochtersiedlungen waren gegründet, und trotz der schwierigen Verhältnisse war deutsches Volkstum und deutsche Muttersprache treu gewahrt worden. Die alten deutschen Volkslieder der Heimat, deren Text und Melodie meist nur mehr im Wege der mündlichen Ueberlieferung von den Altvorderen an die Jüngeren übergegangen waren, wurden in den deutsch-galizischen Siedlungen, einer althergebrachten Sitte entsprechend, auf die Weise gesungen, daß sich 20 bis 30 Mädchen und Burschen zusammenschlossen, einen Reigen bildeten und nunmehr gemeinsam sangen. Ähnlich lagen die Verhältnisse in den Gemeinden Engelsberg, Josefsberg und dem trotz seiner polnischen Bezeichnung rein deutschen Teresowka, die 1811 gegründet wurden und von denen Josefsberg u. a. der Sitz eines evangelischen Seniorates h. B. war. Um die Errichtung der Schulen und die völkische Unterstützung der Ansiedler in Galizien hat sich neben dem erst später gegründeten heimatlichen Schutzverein, dem „Bunde der christlichen Deutschen in Galizien“, besonders der Deutsche Schulverein in Wien außerordentlich verdient gemacht. Auch die Verhältnisse in den Gemeinden Unterwalden, Diamantheim, Dornfeld zeigten ein ähnliches Bild.

In Westgalizien finden wir übrigens dieselben Erscheinungen. Die deutsche Sprachinsel um Bielitz-Biala erstreckte sich ursprünglich nördlich bis Auschwitz, östlich bis Eisenwerde (dem heutigen Ketn) und südlich über Sanbusch hinaus. Auch hierher waren Deutsche als Kulturpioniere gesandt worden. Als in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts durch die Mongoleneinfälle das Land entvölkert und verwüstet war, als besonders nach der großen Schlacht bei Wahlstatt an der Kазbach in Preussisch-Schlesien (1241) die Mongolen endlich abgezogen und im Lande nach und nach wieder Ruhe eintrat, besiedelten die Fürsten von Teschen und Auschwitz das verwüstete Land mit deutschen Bauern und Handwerkern. Ackerbau,

Gewerbe und Handel erblühten gar bald wieder unter den arbeitswilligen und geschickten Händen der deutschen Siedler.

Die durch die völlige Verständnis- und Teilnahmslosigkeit der Wiener Regierung direkt und indirekt außerordentlich geförderten Polonisierungsbestrebungen haben nun leider allerdings im Laufe der Jahre gar manches Stückchen ehemals deutschen Gebietes abbröckeln lassen und bis in die Zeit vor dem Kriege hat sich nur ein Teil der ehemals rein deutschen Gemeinden auch rein deutsch erhalten können. So die Gemeinden Biala, Alzen, Kunzendorf und das vorhin genannte, von der geschlossenen Sprachinsel schon mehr oder minder abgeslossene deutsche Wilhelmsau. Auch die galizischen Machthaber im früheren Österreich-Ungarn haben es ja gut verstanden, das deutsche Ausland über die Stärke des galizischen Deutschtums im Unklaren zu erhalten. Nach dem bewährten Muster der Madjaren hatten sie planbewußt die deutschen Ortsnamen unterdrückt und an deren Stelle polnische Bezeichnungen gesetzt. Nach diesem Rezept wurde z. B. aus Wilhelmsdorf ein Starawies, Denkendorf ein Dankowice, Schreibersdorf ein Pisarzowice usw.

Es ist für die galizische Verwaltung dieser Zeit, die naturgemäß nach jedem Einzel-, „sieg“ der Allpolen über eine kleine deutsche Gemeinde sofort einsetzte, gewiß äußerst bezeichnend, daß die solcherart vergewaltigten und polonisierten früher deutschen Gemeinden unter der neuen polnischen Zwangsverwaltung gar bald verwahrlosten und schon von weitem dem Wanderer zeigten, ob der Deutsche oder aber der Pole Herr in der Ortschaft sei. Die 1250 gegründete deutsche Siedlung Wilhelmsau war in der deutschen Blütezeit besonders durch die Leinwandweberei und den Leinenhandel berühmt. Neben den im früheren genannten deutschen Gemeinden gab es natürlich noch viele andere. Systematische und mit großen Geldmitteln geförderte Polonisierungspolitik und nicht zuletzt der Umstand, daß all die nationale Bedrängnis der Deutschen in diesen Gegenden auch bei den Deutschen im Gebiete der reindeutschen Länder nicht das entsprechende und verdiente Verständnis fanden, sowie die Tatsache, daß die berechtigten Klagen und Beschwerden der Deutschen Galiziens in Wien nur tauben Ohren begegneten, haben im Laufe der Zeit eine deutsche Gemeinde nach der anderen im allpolnischen Reich untergehen lassen. Die Deutschen Galiziens waren geradezu

stolz darauf, daß Ehen zwischen ihnen nur unter Deutschen abgeschlossen wurden; sie wußten nur zu gut, daß sie sich dadurch, daß sie ihr Blut rein erhielten, am wirksamsten und sichersten vor der Polonisierung schützten. Am längsten haben sich die deutsch-evangelischen Gemeinden ihr Volkstum erhalten können, weil sie in ihren Pfarrherren volksbewußte Deutsche, die meist aus dem Reiche kamen, hatten, während von den deutsch-katholischen Gemeinden gar manche in stetem Kampfe mit ihrem polnisch gesinnten Pfarrer lag, der, von den Polen entsendet, von der Kanzel herab mit eifriger Polonisierungspropaganda einsetzte.

Neben dem heimatlichen Schutzvereine bestanden noch der „Verein deutscher Lehrer in Galizien“, „Verein deutsche Mittelschule“, „Deutsches Haus in Lemberg“, das „Evangelische Gemeindeblatt“ u. a. Einen weiteren schätzenswerten Rückhalt in wirtschaftlicher Beziehung fanden die Ansiedler in dem Bestehen eigener deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften. Diese boten den Siedlern die Mittel, die verschiedenen Errungenschaften der Technik, des Verkehrs und des Absatzwesens in derselben zu benützen. Der genossenschaftliche Zusammenschluß gab aber den Ansiedlern zugleich ein wirksames Gegengewicht gegen die Macht des Großgewerbes und des Großhandels, indem er deren schädliche Wirkungen milderte und dadurch ein heilsames Gegengewicht der großen wirtschaftlichen und sozialen Mächte herbeiführte. So war der Zusammenschluß in landwirtschaftliche Genossenschaften für die Mehrzahl der Deutschen selbst zu einer Lebensfrage geworden. Ähnliche Vorteile boten die deutschen Raiffeisenkassen, denen wieder zahlreiche Spar- und Darlehenskassenvereine angeschlossen waren. Es gehörten zuletzt 1913 dem Verbands deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Galizien nicht weniger als 41 Raiffeisenkassen an. Die oft bis zur Unerträglichkeit ausartende allpolnische Hezke trieb gar manche deutsche Ansiedlerfamilie zur Auswanderung und zwar insbesondere nach Amerika.

In mehr als 200 Siedlungen verstreut führen heute neben den mitunter starken deutschen Minderheiten in den einzelnen Städten an 90 000 Deutsche allein im früheren Galizien unter der Herrschaft eines Volkes, dessen Sieges- und Freiheitsstempel keine Grenzen kennt, ihr Dasein schwerer nationaler Not und Bedrängnis. Das große deutsche Leid hat alle Stämme deutscher Zunge an den gleichen Leidenspfahl ge-

schmiedet und es ist uns heilige Pflicht, in dieser Zeit deutschen Leides jener zu gedenken, die fernab der großen Heimat, umgeben von fremder Art und Sitte, umbrandet von aufgepeitschten Leidenschaften neuer, langerträumter Freiheit und in steter, banger Sorge um die

allernächste Zukunft ihr Leben fristen müssen. Das große deutsche Leid aber bringt es auch mit sich, daß über dieses Gedenken hinaus uns Deutschen in der Heimat jegliche werktätige Hilfe für die bedrängten Volksgenossen in der Fremde leider versagt bleiben muß.

Einem Wissenden

Wie war ich wirt in Mauern eingebaut.
Ein feinem Meer beengte Herz und Sinn.
Mit jeder Woge trieb ich ratlos hin.
Die fremden Häuser gaben keinen Laut.

Nun öffnet sich der Weg. Du bist das Tor.
Durchblick und Weiser in das Andre Reich.
Wer dich durchschritten, ist sich nicht mehr gleich,
da er sich in dem Größeren verlor.

Nur wie ein Blatt im Abendwind sich regt,
streift dich mein Hauch von Zärtlichkeit und Wissen
um so viel Schönheit, die in Bruch und Rissen
des GOTTES klare Züge trägt.

Elisabeth Greitsch, Danzig

Im Schatten der Lodzer Vergangenheit

Von Adolf Eichler

Überall in Kongreßpolen, wo wirtschaftliche Werte erzeugt werden, finden wir Deutsche, und überall, wo werktätiges Leben pulsiert, hört man auch heute noch die deutsche Sprache. Unter Führung seiner deutschen Bewohner hat Kongreßpolen die Wandlung zum Industriestaat vollzogen. Deutscher Regsamkeit ist die Eichtung der Urwaldgebiete, sind die meilenweiten blühenden Gelände zu danken.

Im Jahre 1921 hätten die Deutschen des Lodzer Industriebezirks die Hundertjahrfeier ihrer schöpferischen Tätigkeit begehen können. Am 30. März 1821 wurde zwischen der damaligen russisch-polnischen Regierung und den Vertretern deutscher Tuchmacherguppen aus dem Posenischen und Schlesien der „Gießer Vertrag“ geschlossen, der die Gerechtsame für die Ansiedler festlegte und den Grund zu der

weltbekannten Woll- und Baumwollindustrie des Lodzer Bezirks legte.

Zwei gleichberechtigte Parteien hatten damals die Bedingungen vereinbart, durch die auch den künftigen Geschlechtern Geltung und kulturelle Selbsterhaltung gesichert werden sollten. Hier auf polnischem Boden erreichte das deutsche Innungswesen eine späte Blüte. Schon 1825 zählte die Webmeister-Innung 80 Meister, und als sie im Jahre 1839 ihr neues Meisterhaus einweihte, hatte sie einen Bestand von 760 Meistern, 451 Gesellen und 250 Lehrlingen. Nicht ohne Stolz und Würde sangen die Teilnehmer an der Feier den „Weihegesang“: „Gedenkt der Zeit, wo Waldesnacht, wo Oede nur gegrauet, hier, wo der deutsche Fleiß jetzt wacht und seine Stätten bauet. Wohl Höheres schafft das Heimatland, doch regt nur fort die

fleißige Hand, kühn könnt ihr bald ihm gleichen!"

Bereits 1865, bei Eröffnung der Lodzer Fabrikbahn, konnte der kaiserliche Statthalter aus Warschau, ein Graf v. Berg, in seiner Antwort auf die Begrüßungsansprache des „Baumwollkönigs“ Scheibler mit Recht ausführen, daß Lodz eine der interessantesten Erscheinungen im polnischen Lande sei, daß es seinen Wohlstand dem Unternehmungsgeist der Deutschen verdanke, durch den es in kurzer Zeit nächst Warschau zur volkreichsten Stadt Polens wurde und daß es die Metropole von über 100 000 deutscher industrieller Bewohner sei, die in Lodz und den benachbarten Städten wohnten.

Scheibler und seiner Mitarbeiter Absicht war, die große vorwärtstrebende Linie in der wirtschaftlichen Entwicklung mit den geistigen Strömungen des Mutterlandes zu verbinden. Der Ausbau des deutschen Schulwesens sollte durch eine deutsche technische Hochschule gekrönt, Vertreter der deutschen Wissenschaft berufen, Handel und Verkehrsleben mit deutschem fortschrittlichem Geist befruchtet und der deutschen Kunst eine Heimstätte bereitet werden.

Doch nur ein geringer Teil dieser Blütensträume deutschen Hoffens ging in Erfüllung. Starke Hemmungen kamen von Moskau, wo die Konkurrenten der Lodzer Industrie ihrem geschäftlichen Wettbewerb — dem Kampf zwischen dem Moskauer Kattun und dem Lodzer Barchent — eine nationale Etikette gaben und aus ihm die Verteidigung des rechtgläubigen Altrossentums gegen den anstürmenden umstürzlerischen Germanismus machten. Ganz Rußland widerhallte von lauten Klagen der russischen Industriemagnaten über angebliche Bevorzugung und Sonderstellung des beweglicheren deutschen Industriepioniers in Polen, der den Lodzer Waren nicht nur in den neuerschlossenen Absatzgebieten Zentralasiens Eingang verschaffte, sondern die Moskauer Erzeugnisse auch vom innerrussischen Markt verdrängte.

In die Enge getrieben von der russischen öffentlichen Meinung, waren die Zentralbehörden in Petersburg genötigt, den deutschen Bestrebungen in Lodz Argwohn an Stelle von Wohlwollen zu zeigen. Statt des deutschen Polytechnikums wurde in Lodz eine russische Gewerbeschule eingerichtet. Untersuchungskommissionen trafen ein, die 3. T. wirtschaftliche, 3. T. nationale und politische Probleme zu lösen hatten. Die Ansiedlung und Beschäftigung von

„Ausländern“ wurde erschwert oder verhindert. Der Erfolg dieser Gegenwart blieb nicht aus. Die führenden Deutschen, müde der nationalen Hege ihrer Gegner, gaben ihre bewußte Kulturpolitik auf und beschränkten sich auf Ausföhrung ihrer Industriepäne. Der Uebergang der Fabriken zum Großbetrieb veranlaßte den Zuzug polnischer Arbeitermassen. Die Entwicklung zur Großstadt führte der intelligenzarmen deutschen Bevölkerung, die sich in der dichten Atmosphäre von wirtschaftlichen Spekulationen wohl fühlte, zahlreiche polnische und jüdische Akademiker zu, die bestrebt waren, dem in Warschau verschrieenen „deutschen“ Lodz ein polnisches Gesicht zu geben. Erleichtert wurden ihnen diese Bemühungen durch die Nachkommen der ersten deutschen Kulturpioniere, die in der polnischen Interessenwelt aufgegangen waren. Die Kühnheit der Gedanken und Entschlüsse ihrer Vorfahren waren ihnen verlorengegangen. Selbst im geschäftlichen Ringen wurden die schwachen Träger großer Namen von unternehmenderen Emporkömmlingen überholt. Das deutsche Bürgertum war führerlos und einflußlos geworden.

Erst das in Verbindung mit der Freiheitsbewegung von 1905—1907 unter den Deutschen in Rußland einsetzende nationale Regen brachte auch in Lodz ein Emporschwngen über die dumpfe Trägheit des Philistertums und Händlerturns. Weitblickende Männer begannen in zäher Arbeit die deutschen Volksschulen aus der Umklammerung des Polentums zu lösen, ein deutsches Knaben-Reformgymnasium zu gründen, eine politische Partei ins Leben zu rufen, deutsche Kulturvereine zu schaffen, eine bewußtdeutsche Zeitung und daneben eine der geistigen Durchflutung des öffentlichen Lebens dienende Zeitschrift herauszugeben. Aber die Bewegung ebhte nur zu bald ab. Zerspitterung und gegenseitige Verfeindung durchbrachen die Einheitsfront. Der Mangel an politischem Instinkt führte die politischen Führer zu einem selbstmörderischen Kompromiß mit einer polnischen nationalen Partei. Die Zeitung wurde von der russischen Behörde geschlossen. Die finanzielle Last des deutschen Gymnasiums wurde nur noch von einigen wenigen Schultern getragen. So fand der Weltkrieg die Lodzer Deutschen ohne Zusammenhalt und ohne Führung.

Im Sommer 1915 setzte eine neue deutsche Bewegung ein. Wieder war es die Volksschulfrage, die den Stein ins Rollen brachte. Da-

neben galt es, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Wiedereröffnung des deutschen Gymnasiums und des deutschen Lehrerseminars in den Weg stellten. Ein neugegründetes Lyzeum sollte auch die künftigen Mütter dem deutschen Kulturkreis erhalten. Bald fand sich im neuen Deutschen Verein ein Mittelpunkt zur Vertretung aller deutschen Interessen. Mit Zeitschriften und Broschüren, Vorträgen und Volksunterhaltungs-Abenden, Leseshallen und Volksbüchereien, Fortbildungsveranstaltungen und Jugendheimen befruchtete er das Denken und Handeln der Deutschen in Stadt und Land. Das Zusammengehörigkeitsgefühl wurde durch seine zahlreiche Ortsgruppen, die Deutschen Tage und die Rechtsauskunftsstelle gefördert und in den deutschen Dörfern in der Nähe von Warschau das fast erloschene Deutschbewußtsein wieder zum Glücken gebracht. Aufklärungsvorträge über die Verbesserung der Bodenbearbeitung, landwirtschaftliche Winterkurse, Belehrungen durch Schriften und die Gründung genossenschaftlicher Unternehmungen durch den Verein gaben den bis dahin vernachlässigten deutschen Landwirten frische Impulse. Maßhalten, gepaart mit überlegamer Umsicht zeitigte einen bis dahin noch nie erreichten Grad der Geschlossenheit. Aber schon wenige Monate nach dem deutschen Zusammenbruch wurde der Deutsche Verein und die beiden Landesschulverbände geschlossen und ihre Führer verhaftet.

In den ersten Monaten des Jahres 1919

hat es sich gezeigt, daß der Lodzger Durchschnittsdeutsche ein konzeptionsfreudiger Mensch ist, der seine Ueberzeugung wie ein paar Handschuhe wechselt und vor keinem noch so schroffen Wandel der Gesinnung zurückschreckt. Erleichtert werden ihm diese plötzlichen Uebergänge durch den Mangel an gesellschaftlicher und politischer Erziehung.

Es bleibt abzuwarten, ob bei dem unlängst erfolgten Zusammenschluß der Deutschen genug Kräfte frei werden, die sich für die Volksgenossen uneigennützig und liebend bemühen. Auch der vor kurzem gegründete Bund der Deutschen Polens kann zum Sackelträger einer neuen Zeit werden, wenn es seinen Führern gelingt, all das, was an deutschem Idealismus in Lodz und Kongreßpolen noch vorhanden ist, der neuen Bewegung zuzuleiten.

Nicht mit Unrecht wird den Lodzger Deutschen der Vorwurf gemacht, daß sie geschichtslos und pietätlos seien und daß sie sich scheuen, sich in die eigene Vergangenheit zu versenken. Der Glaube an die Zukunft gewinnt seine Kraftquellen aus der Vergangenheit. Auch die Vergangenheit des Lodzger Deutschtums lebt und wirkt und ihre Schatten reden. Es wäre ein törichtes Beginnen, sich von der ehrenvollen Vergangenheit des Lodzger Deutschtums losmachen zu wollen. Sollen die Deutschen in Lodz und Kongreßpolen auch weiterhin eine geschichtliche Bedeutung haben und erwähnt zu werden verdienen, so müssen Vergangenheit und Gegenwart sich die Hand reichen.

Die geographischen Richtlinien der polnischen Geschichte

Von Fritz Braun *)

Es ist merkwürdig, daß schon unsere Altvordenen sich die Abhängigkeit der Völker und Stämme von dem mütterlichen Boden so groß dachten, daß sie die Nationen wohl als erdgeboren, als autochthon, bezeichneten, die Menschheit aber schließlich doch so unendlich viel Zeit brauchte, bis die Gelehrten Geschichte und Erdkunde zueinander in ein halbwegs richtiges Verhältnis rückten. Und auch hier zeigt sich die alte Neigung der Menschen, einen äußersten

Standpunkt einzunehmen. Auf der einen Seite sehen wir, wie ein angeblich Erdkunde treibender Historiker sich vollkommen unfähig zeigt, der zugleich stillen und starken Gewalt, mit der eigenartig gebildete Länder die Seelen der Völker beeinflussen und ihren geschichtlichen Werdegang mitbestimmen, irgendwie gerecht zu werden, auf der anderen werden wir Zeuge, daß solche Sachgenossen, die von den Naturwissenschaftlern herkommen, an allem Historischen schier achtlos vorübergehen.

Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Hat der Erdkundige ein gutes Recht, histo-

*) Der Abschnitt ist mit Erlaubnis des Verlegers dem Buche „Polen“ entnommen, das demnächst im Risola-Verlag (Wien, Leipzig, Berlin) herausgegeben wird.

rische Vorgänge außer acht zu lassen, bei deren rein politisch-diplomatischer Natur niemand an tellurische Einflüsse zu denken vermag, so bleibt es doch seine Pflicht, alle die Vorgänge im Werbegange eines Volkes genauer ins Auge zu fassen, deren Beeinflussung durch geographische Verhältnisse ganz außer Zweifel steht.

Da uns solche Betrachtungen manchen Aufschluß über die eigenartige Entwicklung des polnischen Volkes versprechen, so halten wir es für unsere Pflicht, die freundlichen Leser an ihnen teilnehmen zu lassen. Fast in noch höherem Maße als die Germanen waren die Polen in ihrer Urheimat, welche von den Forschern in den Bereich und die weitere Umgebung der Rokitnosümpfe verlegt wird, Waldbewohner. Also sollte man doch erwarten, daß diese beiden Völker, noch dazu verwandt, wie sie das ohnehin schon waren, sich auch in seelischer Hinsicht aufs Haar gleichen.

Wer diesen Schluß zöge, überschäze dabei die Tatsache, daß die Wälder in Deutschland und in dieser alten Slavenheimat von einander grundverschieden sind. Sie waren das damals wohl noch mehr als heute, da geschäftstüchtige Forstwirtschaft einen so großen Teil des deutschen Waldlandes den schnellwüchsigigen Nadelhölzern erobert hat.

Während in Deutschland an so mancher Stätte goldiges Sonnenlicht freundliche Buchenhallen erhellte und rauschende Flüsse blumenreiche Wiesenbänder durchs Land legten, waren die östlichen Sumpfländer, die wir schon ausführlich beschrieben haben, auf einen weit schwermüthigeren Ton gestimmt, und der niederdrückende Einfluß, den diese Landschaftsform auf die Menschenseele ausübte, wurde durch klimatische Einflüsse, wie z. B. die weit längere Dauer des Winters wesentlich verstärkt.

In diesem weltabgeschiedenen Sumpfwalde lebten die Ahnen der Polen still und zurückgezogen dahin, weder als Ackerbauern, noch als Viehzüchter, noch als Jäger sonderlich ausgezeichnet, aber immerhin durch die Verbindung aller dieser Fähigkeiten mit dem ergiebigen Handwerk des Fischers wohl in den Stand gesetzt, ihr Dasein ohne drückende Entbehrungen zu fristen. Kriegerischer Ehrgeiz und der brennende Drang in die Ferne blieb ihnen fremd, dachte sich doch namentlich der schlichte Mann die ganze Welt als ein Waldland gleich dem seiner engeren Heimat, wo der Hecht im Frühlingshochwasser der Waldwiesen laicht und der Häher kreischend ins Dickicht strebt, wenn

die Grauhunde das wintermüde Reh zu Tode heßen. Da kamen fremde Herren ins Land, in blinkender Wehr herabbräwend von stolzem Roß, gefolgt von berittenen Männern in leuchtender Brünne. Wie hätten die armen Waldbauern sich deren erwehren sollen? „Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht, da erstehen der Erde Gebieter!“

Und die fremden Herren, mochte nun germanisches, mochte mongolisch-turanisches Blut in ihren Adern rollen, machten die Unterworfenen ihren politischen Zwecken dienstbar, Zwecken, in denen sich zunächst wohl keine sonderlich politische und wirtschaftliche Klugheit, sondern nur der eigene herrische Wille widerspiegelte.

So kamen die Zeiten heran, wo ein Boleslaw Chrobry das Schwert nicht ruhmlos mit dem deutschen Nachbarn kreuzte und ein raumgewaltiges Reich schuf, das von der Ober bis zum Dnjepr reichte, dessen Lebenskraft man aber beileibe nicht überschätzen durfte, weil es nicht durch innere Bande, sondern nur durch den Herrscherwillen seines Fürsten zusammengehalten wurde und das slawische Volk bei alledem im Grunde genommen ein willenloses Objekt dieses persönlichen Herrscherwillens blieb.

Es gibt Kinderspiele, bei denen es gilt, aus bemalten Steinen große Bilder zusammenzusetzen. Bei manchen dieser Spiele ist die Malerei derart, daß jeder einzelne Stein, ebenso wie das ganze Gefüge, eine für sich verständliche Darstellung trägt. Von ähnlicher Art war damals auch das polnische Reich. Deshalb finden wir es bald in Teilsfürstentümern aufgelöst, bald wieder zur Einheit zusammengefügt. Bei ihrer Eigenart verloren die Teile bei jenem Vorgang nur wenig, und auch die Zusammenfassung zum Einheitsstaat vermochte ihnen nichts Sonderliches zu bieten.

Dabei machten sich allmählich auch äußere Einflüsse geltend. Von Westen her zogen deutsche Ansiedler ins Land. Sie fürchteten den Boden mit schwerem Pfluge und sammelten sich zu bürgerlichem Gewerbe in Städten und Flecken, freudig willkommen geheißen von den klugen Pfaffenfürsten, die an den deutschen Bürgern einen Rückhalt gegen ihre auffälligen Großen zu finden hofften. An dem fremden Volkstum der deutschen Bürger nahmen sie um so weniger Anstoß, als in ihnen selber noch ein dunkles Gefühl fremden Ursprungs leben mochte. So genügte es ihnen völlig, politischen Einflüssen des Deutschtums entgegenzutreten. Dieser Pflicht genügten sie vollauf, gewizigt

durch das Geschick Schlesiens, das gänzlich in den Bannkreis des Deutschen geraten war.

Dank dieser Entwicklung schienen dem polnischen Reich in dem 14. Jahrhundert, zur Zeit Kasimirs des Großen, hellere Gestirne zu leuchten: die ihm eine gesegnete Zukunft verhießen: regsame Arbeit in Stadt und Land und über dem allen ein weiser König, dessen Macht durch den herrischen Adel wohl schon in mancher Hinsicht beschränkt, aber doch keineswegs gelähmt war.

Aber diese scheinbar so glücklichen Gestirne trogen, sollte doch unter den Jagellonen trotz der Schlacht bei Tannenberg und trotz manches mächtigen Gebietszuwachses das polnische Reich durch die verhängnisvolle Tätigkeit des Adels zugrunde gerichtet werden, dessen Selbstsucht die Kräfte des Reiches verzehrte wie die Larve einer Schlupfwespe die Organe der Raupe, die ihr zum Opfer bestimmt ward.

Selbst die Tatsache, daß gerade zu dieser Zeit der einst so straffe und leistungsfähige Ordensstaat dem eben vereinigten Polen-Litauen zur Beute fiel, darf uns über die Ohnmacht des nur scheinbar so glanzvollen Siegers nicht hintertäuschen.

Jener Erfolg wurde nicht dadurch erzielt, daß das starke Polenreich den Ordensstaat mit unwiderstehlicher Macht überwältigte — gerade vor dem zweiten Thorne Frieden wurde der beste Teil der polnischen Kriegsmacht durch die Umtriebe des Adels gelähmt —, sondern vielmehr dadurch, daß die Stände des Ordenslandes der schwachgewordenen Landesherrschaft zum Trotz eigenwillig in das Polenreich hineinstrebten. „Ajas fiel durch Ajas Kraft. Ach, der Zorn verderbt die Besten!“ Deshalb kann es der Historiker auch gar nicht deutlich genug hervorheben, daß der Ordensstaat letzten Endes durch Selbstmord zugrunde ging.

Dabei wird es dem Deutschen nur geringen Trost bieten, daß auch in dem polnischen Reiche ähnliche selbstmörderische Kräfte am Werke waren. Dürfen wir den verhängnisvollen Bestrebungen des polnischen Adels wohl einen anderen Namen geben, diesen Bestrebungen, die darauf ausgingen, selbst aller Lasten und Leistungen ledig zu werden und sich noch darüber hinaus vom Gut und Arbeitslohn der anderen Stände zu mästen, diesen Bestrebungen, durch die Polens Bauern zu rechtlosen Nutztieren des Adels herabgewürdigt wurden, denen fast alle deutsche Bürger zum Opfer fielen und die das Königtum zum willenlosen Spielball der

Launen eines bevorrechteten Standes machten? Auch die Reformation konnte dann dem allmächtigen Adel keine wesentlichen äußeren Vorteile mehr bieten, um derentwillen er sie zu seiner Lösung hätte machen sollen. So hielt er es auch mit ihr, wie mit allem, was er trieb, spielerisch, willkürlich, ohne nachhaltige Kraft und sittlichen Ernst. Was macht es unter solchen Umständen aus, ob die Sigismunde des 16. Jahrhunderts noch kraft des Erbrechts ihre königliche Würde erhielten oder von 1573 an die zuchtlose Adelsrepublik unter der neuen Marke des Wahlkönigtums erschien? In mancher Hinsicht schien dies ja noch den Vortritt zu verdienen, da es dem Lande dann und wann einen befähigten Herrscher bescherte, aber leider Gottes pflegte ein solcher gerade dann zu fehlen, wenn der Augenblick seiner am dringendsten bedurfte.

Wie ganz anders hätte sich nicht der europäische Osten entwickeln müssen, hätte um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, da mit dem Saren Gebor Ruriks letzter Sohn dahinging, ein Stefan Bathory, ein Johann Sobieski mit starker Hand nach der russischen Krone gegriffen! Und vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß gerade die Wahlkönige das polnische Reich zwangen, an allen möglichen politischen Händeln des Westens und Nordens teilzunehmen, an Händeln, die schließlich nur dynastischer Art waren und mit den wirklichen Lebensinteressen des Staates nicht das Geringste zu tun hatten. Um dieser Händel willen verlor man aber den Osten und Südosten ganz aus dem Auge, obgleich diese Gebiete für Polen viel wichtiger waren als Mittel- und Nordeuropa. Hier, an Polens Ostgrenze, bestanden noch viele unausgeglichene Gegensätze, die man von Warschau aus im abendländisch-römischen Sinne schlichten mußte, wenn man nicht abwarten wollte, bis die Vormacht der östlich-byzantinischen Kultur diese Dinge nach ihren Wünschen ordnete. Am stärksten trat diese Tatsache, daß die ausländischen Fürsten nur dem Namen, aber kaum der inneren Wesenheit nach polnische Könige wurden, daß deren Dichten und Trachten nur darauf hinzielte, diese neue Würde den eigenen dynastischen Interessen dienstbar zu machen, unter den sächsischen Kurfürsten hervor. Wie widerwärtig dünken uns nicht die Verhandlungen, die ein Friedrich August der Starke mit Karl XII. von Schweden und mit aller Welt führte, um durch kaltherzige Preisgabe polnischen Landes eigene Vorteile herauszu-

schlagen, wie leichtsinnig faßte Friedrich August III. die Verpflichtung auf, den Bestand des Staates zu sichern, dessen Feinde schon in aller Gemächlichkeit die Schlinge anzogen, die ihr Opfer erdroffeln sollte. Im Grunde genommen lagen die Dinge noch genau so wie zu den Tagen der fremdrassigen Chorwaten- und Polanenfürsten. Noch immer war das eigentliche Volk Polens ausschließlich Gegenstand politischer Vergewaltigung durch blutsfremde Elemente. Nur war die Sache noch insofern viel schlimmer geworden, als die fremde Vergewaltigung jetzt auch wirklich ein völlig äußerliches, fremdartiges Gepräge annahm und zu einer Willkürherrschaft der Nachbarstaaten ausartete.

In mancher Hinsicht sollte man sich nicht so sehr darüber wundern, daß Polen diesen Einflüssen schließlich unterlag, als vielmehr darüber, daß dieses klägliche Ende erst so spät eintrat. Nur dem Mangel an politischem Seitendruck, der sich im Osten infolge der Bodennatur des Grenzlandes (Rokitnosümpfe) am allerschwersten geltend machen konnte, verdankte es der polnische Staat, daß er bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ein blutarmes Scheinleben fristen konnte. Hätte Polen mit den strafferem Staaten des Westens als Grenz-nachbarn zu rechnen gehabt, so wäre es seinem schließlichem Loos vermutlich viel früher verfallen, wofür es nicht durch deren Einfluß noch rechtzeitig selber von Grund auf verändert worden wäre.

Auch in der Zeit des Unglücks, da das Wort Polen zum anthropologischen Begriff herabgesunken war — mit dem geographischen Begriff Polen vermochte man damals erst recht nichts anzufangen —, ist von unseren slawischen Nachbarn viel gesündigt worden und ihre Stimmungslosigkeit, ihr Mangel an innerer Disziplin verleitet sie auch im 19. Jahrhundert noch oft genug zu politischen Fehlern, welche die Russen in den Stand setzten, ihre Gewaltmaßregeln mit guten Gründen zu verteidigen.

Dennoch sollte auch der Deutsche sachlich genug denken, um zuzugeben, daß dies Jahrhundert in völkischer Hinsicht zum Heldenzeitalter des polnischen Volkes wurde, in dem es auch wirtschaftlich — obgleich gerade die „Oekonomie“ dem Polen sehr wenig liegt — bedeutende Fortschritte gemacht hat.

Unter solchen Umständen dünkte es uns auch töricht — sic volo, sic inbeo, stat pro ratione voluntas! —, die Möglichkeit der Dauer des neuen Reiches von vornherein leugnen zu wollen. Nur wäre dazu nötig, daß die slawischen Träumer aus dem Himmel rosenroter Schwärmerei auf den grobscholligen Boden der nüchternen Wirklichkeit herabstiegen und endlich einsähen, daß das Volk, mit dem sie legten Endes doch am engsten auf Gedeih und Verderb verbunden sind, auch heute noch die verhassten Deutschen blieben. Gelangten die Polen endlich zu der Erkenntnis, es wäre für sie am besten, die Grenzfragen mit diesem Nachbarvolk in einer für beide Nachbarn erträglichen Weise zu regeln, und verschlössen sie sich des weiteren auch der Erkenntnis nicht, daß wirtschaftliche Mitarbeit der Deutschen auf polnischem Boden und politische Vergewaltigung durch dieses Volk zwei wesensverschiedene Dinge seien, so wären die Lebensverhältnisse ihres neuen Staates dadurch sicherlich nicht schlechter geworden. Dabei müßte sich notwendigerweise eine Interessengemeinschaft ergeben, die jedes von beiden Völkern in den Daseinsbedingungen des anderen eine Voraussetzung des eigenen Wohlstandes, der eigenen wirtschaftlichen Zukunft erblicken ließe. Ob diese Sachlage aber ruhig denkenden Polen nicht würdiger erscheinen sollte als der heutige Zustand, da die nervöse Marianne den polnischen Bären in blumengeschmückte Kettlein legte, die trotz allen Sierats doch eben Ketten bleiben, und das alles nur zu dem Zweck, um durch sein Brummen die trotz aller Phrasen doch noch immer gefürchteten boches recht einzujängstigen?

Sitte und Brauch bei den Deutschen in Kongreßpolen

Von Schriftleiter Adolf Kargel-Lodz

Als viele Deutsche vor mehr als hundert Jahren ihr altes Vaterland verließen, um sich in Polen eine neue Heimat zu gründen, da

nahmen sie neben mancherlei Urväterhausrat auch stets die alte, mit Kupfern oft schön geschmückte Familienbibel mit sich. Aus ihr

holten sie sich in der neuen Heimat Rat und Trost im Leid und in ihr lernten ihre Kinder die Kunst des Lesens. Die deutsche Bibel war zu einer Zeit, da die deutschen Ansiedlungen in Polen weder Lehrer noch Seelforger besaßen, der treue Hüter, der die Kolonisten vor dem Aufgehen im Polentum bewahrte. Darum wird die Bibel auch heute noch mit viel Pietät umgeben, und in keinem Kolonistenhause fehlt sie neben dem Gesangbuch und dem Kalender.

Der zweite Hori deutscher Eigenart der Ansiedler in Polen waren Sitte und Brauch der Heimat, die nach dem polnischen Rodeland verpflanzt wurden. Von einigen dieser Bräuche, die in der Umgegend von Lodz noch heute geübt werden, oder dort bis vor kurzem eine Heimstatt hatten, soll im Nachfolgenden die Rede sein.

Wir beginnen mit einem Neujahrsbrauch. Nach frommer evangelischer Sitte wurde noch vor ungefähr 10 Jahren in Alexandrow bei Lodz das Jahr eingeeungen. Schon lange vor Neujahr wurden vom Ortskantor in Alexandrow sechs bis sieben der besten Schüler der oberen Klasse seiner Schule ausgewählt, um am Neujahrsgange mitzuwirken. Ein jeder der Knaben mußte einen, auch zwei Neujahrswünsche lernen. Einige Neujahrslieder wurden dann gemeinsam mehrstimmig eingeübt, und nun mochte der Neujahrstag anbrechen, man war wohl gerüstet, ihn würdig zu empfangen.

Der erste Gang der Neujahrsgänger galt dem Ortspastor. Eins der eingeübten Lieder wurde gesungen, worauf zwei der Knaben nacheinander ihre Wünsche her sagten. Hierauf wurden die üblichen, von Jahr zu Jahr wiederkehrenden Sprüche an die Kinder, erwachsenen Mädchen und Jungmänner, falls solche im Hause vorhanden waren, hergesungen, worauf die „Büchsenträger“ die gespendeten Münzen einsammelten. Man sang dann noch ein zweites Lied und zog weiter. So ging man von Haus zu Haus, von Stube zu Stube, bis alle Evangelischen des Städtchens ihre Wünsche weg hatten.

Am Fastnacht dienstag, hier Fastnacht genannt, treiben die Fastnachtgeher ihr Wesen. Verkleidet und verlarvt, mit einem mächtigen Holzspieß in der Hand, der dazu dienen soll, die gespendeten Naturalien: Punschkuchen (Pfannkuchen), Wurstenden, Semmeln, Brotschnitten, aufzunehmen, wandern die „Fastnachtgeher“ von Onkel zu Tante, vom Großvater zur Pate und sagen ihren Spruch.

Selbstverständlich äußert sich auch die Osterfreude in manchem sinnigen Brauch, wobei zu bemerken ist, daß sich germanische und slawische Ostersitten hier begegnen. Besonders verbreitet ist der Brauch des Stiepens am Ostersonntag. Schon zwei, drei Wochen vorher werden im Walde frische Birkenreisfer geschnitten und zu Hause in einen Krug mit Wasser gestellt; zu Ostern haben die Reisfer seidenzarte lichtgrüne Blättchen bekommen. Mit diesen Stiepruten ausgerüstet, zieht die Jugend in aller Herrgottsfrühe zu Verwandten, Freunden und Bekannten und treibt die Langschläfer aus den Federn. Die Bettdecke wird weggezogen und der Säumige mit den Birkenreisfern geschlagen. Die Kinder stiepen die Eltern, die Eltern die Kinder, ja selbst der gestrenge Familienvater stiept die Gattin; wenn er's verschläft, kann's aber auch umgekehrt kommen. Bunt gefärbte Eier sind der Lohn der Stieper. Dieses Stiepen ist eine uralte germanische Sitte, die auch in Deutschland noch mancherorts geübt wird. Das Schlagen mit den getriebenen grünen Reisfern (Lebensruten) soll den Gestäubten Glück bringen; daher wird es auch nur dort geübt, wo man Gutes wünscht.

In den letzten Jahren haben viele Deutsche die polnische (slawische) Sitte übernommen, einander am Ostersonntag mit Wasser zu besprengen. Bekanntlich ist dieses Wassergießen, das Dnyngus (Dünnguß) genannt wird, ein Symbol des fruchtbringenden Regens. Auch die Sitte des Osterschießens hat sich bei der deutschen Jugend eingebürgert.

Kirchlicher Natur ist der deutsche Brauch des Ostersingens. In der Frühe des Ostermontags (hier und da auch Ostersonntags) ziehen die „Ostersinger“ vor die Häuser ihrer Bekannten und singen Osterlieder. Schön war das Ostersingen im Freien, das noch vor wenigen Jahren in dem vorgenannten kleinen Industriestädtchen Alexandrow bei Lodz alljährlich ausgeführt wurde. Nach dem Osterneinläuten, gleich nach Sonnenaufgang, zogen die Sonntagsschulkinder mit ihren Lehrern vor das Pfarrhaus am Ringe, wo sich bereits die Gesangsvereine und Posaunenschöre eingefunden hatten. Abwechselnd wurden nun die schönsten Osterlieder gesungen und geblasen. Eine zahlreiche Gemeinde pflegte frohen Herzens dem Gesange zu lauschen. Daran schloß sich in der Regel ein Ostergang nach dem Friedhof, wo in früheren Jahren gleichfalls eine Osterfeier mit Predigt und Gesang stattfand.

Zu erwähnen wären noch die Ostermusikstündchen, die von den Ortsmusikanten ihren Gönnern am Ostermontag dargebracht werden. Mit diesem „Anspielen“ leiten sie die Zeit ein, wo wieder Musik das Menschenherz erfreuen darf.

Von einem Himmelfahrtsbrauch, der noch vor ungefähr 30 Jahren in der vorhin erwähnten Stadt Alexandrow zu finden war, sei im Nachfolgenden berichtet: An der Stadtgrenze zogen sich damals hohe Sandberge hin. Die höchste Spitze bildete ein steil aufsteigender Kegel. Am Himmelfahrtstage entwickelte sich auf diesem Berge ein anmutiges Schauspiel. Lange vor Sonnenaufgang strömte alt und jung aus der Stadt hier oben zusammen, um nach altem Brauch Christi Himmelfahrt zu feiern. Ein großer Scheiterhaufen wurde aufgeschichtet und angezündet, um den sich die Versammelten scharten und Himmelfahrtslieder sangen. Einer aus der Menge, fast immer ein alter, frommer Bürger und Tuchmacher, hielt dann eine Rede, oder besser Andacht, die um ihrer Schlichtheit willen sehr volkstümlich war. Mit einem Gebet und mehreren Liedern wurde sie beschloffen.

Bei den in Kongresspolen wohnenden Deutschen gehören nach alter Sitte Birkenlaub und Kalmus zum Pfingstfest. Ohne sie kann es kein rechtes Pfingsten geben. In den letzten Tagen vor dem Fest bringen die Landleute die Birkenzweige — den MaiStrauch — fuhrenweise nach der Stadt. Am Abend des Pfingstnabends werden die Wohnräume mit den Maien geschmückt — ausgemait, wie der Volksmund sagt. Birkenäste werden in den Zimmerecken und an den Betten aufgestellt, Birkenzweige über der Zimmer- und Haustüre befestigt. Die duftenden Kalmusstengel haben im Fenster ihren Platz, wo sie aufgestellt oder an Schnüren aufgehängt werden. Auch die Türen der Ställe und Scheunen schmückt Birkenlaub. Auffallen muß es, daß die Landleute in Kongresspolen, die für Blumen nicht besonders viel übrig haben, zu Pfingsten einen Fliederstrauch in die Wohnstube stellen. Auch die Windmühlen hinter der Stadt tragen Maischmuck. Große Birken- und Fliederbüsche sind an ihren vier Flügeln befestigt.

In einer ganzen Reihe von Städten herrschte vor dem Weltkrieges am zweiten und dritten Pfingsttage besonders reges Leben: die Bürgerschützengilden hielten Königsschießen ab. Dieses Schießen gestaltete sich zu einem wahren

Volksfest; die ganze Stadt nahm daran teil. Auf dem Schützenplatze spielte sich ein Münchener Oktoberfest im kleinen ab, das auch aus der Umgegend Vergnügungssüchtige herbeilockte.

Die Bürgerschützengilden sind rein deutsche Vereinigungen und können auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Die deutschen Tuchmacher, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Kongresspolen einwanderten, haben ihre altgewohnten Sitten und Gewohnheiten in die neue Umgebung verpflanzt, wo sie sich ungehindert erhalten konnten. Im Königreich Polen bestanden Schützengilden in Lodz (seit 1824), Zgierz (seit 1836), Ożorkow, Alexandrow (1822), Konstantynow (1823), Żbunska Wola und Pabianice. Diese ersten Vereine der deutschen Ansiedler wurden von den Landesbehörden bestätigt, die Genehmigung zur Gründung der Gilde zu Żbunska Wola z. B. erteilte der russische Kaiser Alexander I. persönlich bei seiner Anwesenheit in diesem Fabrikstädtchen.

Die deutschen Schützenbrüder waren stets gute Untertanen des Herrschers, dessen Land ihre neue Heimat geworden war. Das wußten die Behörden auch zu schätzen, sie gewährten ihnen das Recht, einen Kugelschuß zu führen. 1831, zur Zeit des polnischen Aufstandes, wurden die von den Russen eingezogenen Waffen den Schützenbrüdern wieder zurückgegeben. Auch im Jahre 1863 (letzter polnischer Aufstand) wurden die Gilden nicht geschlossen. Erst der Weltkrieg machte der Schützengildenherrschaft ein Ende. Die Hetzeien der Petersburger Blätter vom Schlage der „Nowoje Wremja“, die schon seit Jahren die deutschen Schützenbrüderschaften in Polen als reichsdeutsche Vorposten hinstellten, hatten endlich Erfolg: sämtliche Gilden wurden geschlossen und den Mitgliedern die Gewehre abgenommen. Die Königsschießen fanden seit 1915 nicht mehr statt.

In manchen Gegenden herrschte auch der Brauch des „Hochzeitbittens“. Der Hochzeitbitter schritt, mit Bändern und Blumen geschmückt, das ganze Dorf ab und lud die Leute zur Hochzeit ein. Die Einladung brachte er in Reimen vor. Ein buntes Band, ein Schnaps, auch wohl Geld waren sein Lohn.

Wenn der Winter ins Land gezogen kam und, das traute Weihnachtsfest ankündigend, der Abend des ersten Abendsontags seine Flügel über Alexandrow breitet, da ziehen verummte Knaben- und Burschengruppen durch die stillen Straßen, mit ihrem Gebaren

an die fröhliche Faschingszeit gemahnend. Von Haus zu Haus gehen sie und werden von Erwachsenen und Kindern gleich gern gesehen. Es sind dies die Christkinder. Geraume Zeit vor Advent haben sie sich zusammengetan, um, nach entsprechender Ausstaffierung, allen Freunden und Bekannten nach alter Sitte die Ankunft des Christkindes anzukündigen. Zu einer Christkindergruppe gehören fünf Knaben oder Burschen. Einer ist der Pelzebock (Belzebub?). Er hat sich Gesicht und Hände geschwärzt, in der Hand hält er einen dicken Stock, an dem eine Eisenkette rasselte; ein umgewendeter Pelz bekleidet ihn.

So ziehen sie an allen vier Adventsonntagen im Städtchen herum, um dann bis zum Fastnachtdienstag Ruhe zu geben.

Ein Stück deutschen Mittelalters grüßt uns aus den Reigenspielen, die noch hier und da in der Lodzer Umgegend gepflegt werden.

Es ist Sonntagnachmittag. In einem der deutschen Häuser ist Hochzeit. Heute wird der zweite Hochzeitstag gefeiert. Die Böhmen, die gestern die Hochzeitsmusik geliefert haben, sind nach dem „Guten Morgen“, den sie den Gästen aufgespielt, abgezogen. An ihrer Statt hat der Ziehharmonikaspieler Siebich sich eingefunden. Das junge Volk, tanzlustig, wie es allzeit war, ist schon im Brauthause versammelt und kann es nicht erwarten, daß Siebich sein Instrument zum Tönen bringt. Endlich spielt er auf, der Tanz beginnt. Neben dem hochbegehrten Lancier war es vor allem der Großvateranzug, den auch die älteren Jahrgänge der Gäste nicht verschmähten. Die modernen Polkas

und Mazurkas mochten sie nicht, die waren etwas für das Jungvolk. Da machten sie schon eher mit, wenn der Höhepunkt des Nachmittags kam, die alten Reigenspiele begannen.

Mit den Schäferliedern wurde gewöhnlich geschlossen. Nur zwei haben sich noch erhalten. Das erste dieser Lieder findet man mit etwas abweichendem Text in „Des Knaben Wunderhorn“, und in der Berliner „Täglichen Rundschau“ wurde vor einigen Jahren berichtet, daß dieses Schäferspiel mit Textabweichungen in Ostpreußen und Mecklenburg seit altersher bis auf den heutigen Tag aufgeführt wird.

Das Volkslied jedoch ist nur schwach vertreten. Beschämend für die Deutschen in Kongreßpolen ist, daß sie keine eigenen Volkslieder besitzen. Das mag daher rühren, weil die deutschen Siedelungen Kongreßpolens meist Stammesgenossen aus den verschiedensten deutschen Gauen aufweisen; rein schwäbische, schlesische oder badener Dörfer gibt's nur sehr wenige.

Der wahre Volksfreund sieht einen Brauch nach dem andern, ein Reigenlied nach dem andern mit Bedauern dem Vergessen anheimfallen. Das Verständnis für diese verkannten Edelsteine in der Schatzkammer unseres Volksgutes in die breiten Massen der Deutschen in Kongreßpolen zu tragen, muß Aufgabe eines jeden geistig tätigen Volksgenossen: Pfarrers, Lehrers, Zeitungsmannes usw. sein.

Solange das deutsche Lied erklingt und der deutsche Reigen im deutschen Hause gespielt wird, solange wird auch die Fremde draußen bleiben.

Der Nachjäger

Eine Sage der Deutschen in Polen

Erzählt von Adolf Kargel

Vor vielen, vielen Jahren, als noch fast undurchdringlicher Wald das weite polnische Land bedeckte und kaum hier und da ein schlechter Weg durch das Dickicht führte, um zwei elende Ortschaften einander näher zu bringen, da wimmelte es aller Orten von Geistern und Gespenstern. Bösen und Guten. Meistens aber von bösen Geistern, die, wo sie konnten, den menschlichen Eindringlingen Böses zufügten.

König aller dieser Schemen war der Nachjäger. Er war ein mächtiger Herr. Groß war

die Schar seiner Ritter und Knappen, die ihn begleiteten, und unzählbar seine Hundemeute.

Wenn es dunkel geworden, zog er auf die Jagd. Wie die Windsbraut jagte er mit Pfeisen und Heulen durch den Wald und über die Felder und Heiden, daß die Bäume sich stöhnend vor ihm beugten und das Gekier sich zitternd in seine Schlupfwinkel verkroch. Jagte wohl auch an den Hütten der Menschen vorüber, daß sie sich ängstlich im dunkelsten Winkel versteckten und bebend das Kreuz schlugen.

Schrecklich war der wilde Jagdzug anzusehen. Vornweg galoppierte der Nachjäger selbst. Ein greuliches Wesen, halb Mensch, halb Pferd, schlug er mit seinen Hufen Feuer aus den Steinen. Ihm folgten die Ritter und Knechte, alle beritten und noch schrecklicher anzusehen als ihr Gebieter. Den Pferden sprühten Flammen aus Maul und Nüstern. Die Reiter wurden von den heulenden, feueräugigen schwarzen Hunden umsprungen, denen gleichfalls rote Flammen aus Rachen und Nasenlöchern leckten. In einer nach Pech und Schwefel stinkenden Staubwolke jagten sie dahin.

Siel es einem hecken Menschenkinde ein, dem Nachjäger das Pfeifen und Töhlen nachzumachen, so bekam er höllischen Lohn. Der Jäger kam dann in der Nacht zu ihm und sagte mit einem Mark und Bein durchdringendem Gelächter: „Hast mir brav jagen helfen, hier ein Stück Beute zum

Lohn!“ Und ein Stück stinkend Pferdeluder slog dem Unglücklichen vor die Füße.

Wo der Arme dann ging und stand, stets lag das Aas vor seinen Füßen. Kein Vergraben noch Verbrennen des eklen Fleisches half; kaum mit Erde überschüttet oder zu Asche verbrannt, war es wieder da und peinigete den unseligen Pfeifer mit seinem Pestgestank bis zum Wahnsinn.

Nur der Priester konnte hier helfen. Er mußte seine Gebete über den Leichtsinnigen sprechen und ihn der Gnade des Himmlichen empfehlen. Der Nachjäger verlor dadurch die Gewalt über sein Opfer und mußte sein unheilvolles Geschenk zurücknehmen.

Der Mensch aber, der ihn genarrt, war nie mehr froh. Nicht lange mehr konnte er sich des Erdendaseins erfreuen. Siech und vorzeitig alt geworden, sehnte er sich nach dem Grab, das ihn auch bald aufnahm.

Das deutsche Schrifttum in Kongreßpolen

Von Julian Will

Das deutsche Schrifttum in Kongreßpolen zählt noch nicht soviel Jahrzehnte als die Geschichte des Deutschtums in Polen Jahrhunderte aufzuweisen hat.

Für die Entwicklung des polnischen Schrifttums haben Deutsche Namhaftes geleistet. Der polnische Biograph Karol Estreicher sieht sich bereits 1861 genötigt, zu erklären: „Rzecz dziwna, że tak jak pisma czasowe tak i zbiorowe zalozyli (u nas) Niemcy!“ (Es ist eine merkwürdige Sache, daß sowohl die periodischen Schriften wie auch die Sammelschriften bei uns von Deutschen begründet worden sind.) Und wenngleich Estreicher mit diesem Ausdruck nur Galizien und Krakau im Auge hat, können wir seine Worte auch auf Kongreßpolen beziehen. Es sei nur an die Verdienste des Sachsen Mühler von Kalos in Warschau um das polnische Schrifttum und die Verbreitung wissenschaftlicher Werke unter den Polen erinnert. Polnische Schriftsteller und Dichter deutscher Abstammung hat es seit Mühler noch vielfach gegeben und gibt es heute noch. Ja sogar unter den Slawisten und Polonisten begegnen wir z. B. den Namen eines Lінде, Brückner, Mehrling, Nitsch u. a. m.

Vergeßlich schauen wir uns nach Namen mit ähnlichem Klange unter den Vertretern des deutschen Schrifttums in Kongreßpolen um. Das

ist traurig, aber letzten Endes begreiflich. Das heutige Deutschum in Kongreßpolen ist 100 bis 150 Jahre alt. Ackerbauer und Handwerker waren unter den Einwanderern am stärksten vertreten. Jene vornehmlich hatten schwer, sehr schwer um ihr Stückchen täglichen Brotes zu ringen. Ihre geistigen Bedürfnisse deckten sich vollständig mit den geistlichen, die auch so bescheiden wie nur irgend denkbar waren. Wohl waren die Deutschen mehrere Jahrzehnte hindurch die einzigen im Lande, die Dorfschulen aufzuweisen hatten. Doch waren diese Schulen nur von Advent bis Anfang März „tätig“, nicht alle Kolonistenkinder besuchten sie, und die Lehrer, die dies eigentlich nur nebenamtlich waren, unterrichteten irgendwie auf „dunkle Weise“. Es gibt heute noch Menschen, denen das Auffinden der Lieder im Gesangbuche ein großes Geheimnis ist, das ihnen einst von ihrem Lehrer trotz all seiner Mühe nicht hatte beigebracht werden können. In den letzten Jahrzehnten herrschte die russische Schule mit seminaristisch gebildeten Lehrern vor, doch auch diese vermochte nur wenig zu leisten, eben ihrer Fremdsprachigkeit wegen. Und an der deutschen Muttersprache wurde in diesen Schulen gar arg gesündigt. Eine höhere Schulbildung war oben drein dem Bauernsohne seitens der russischen Regierung bis 1905 unmöglich gemacht, da das

Gymnasium für ihn so gut wie verschlossen war. Dazu waren diese Anstalten eine große Seltenheit, nur in den bedeutenderen Städten anzutreffen. Und kam mal doch auf krummen Wegen so ein Kolonistenjunge hinein, er kam nachher als Russe oder Pole wieder heraus und war für sein Volkstum verloren. Abgesehen von der übrigen Welt lebten unsere ländlichen Volksgenossen in Polen, und nur dem Geseze des Beharrungsvermögens ist ihr Dahinbrüten im Volkstum zu verdanken. Die Handwerker in den Kleinstädten haben sich denn auch schon trotz der kurzen Zeitspanne vollständig polonisiert, sind von der sie umgebenden anderssprachigen Mehrheit aufgesogen worden. Konnte sich auf solchem Boden ein eigenes Schrifttum entwickeln?

Die städtegründenden Handwerker im Lodzer Siedlungsgebiete waren da von vornherein im Vorteil gewesen. Schon das Zusammenwohnen in größeren Massen mußte anspornend wirken und das geistige Leben früher zum Erwachen bringen. Zum größten Sammelpunkte Deutscher in Polen wurde Lodz. Und so wie alle Kultur den Städten ihre Entstehung verdankt, so nennt auch das deutsche Schrifttum Kongreßpolens Lodz seine Mutter. Ende 1863 konnte die erste deutsche Zeitung in Kongreßpolen gegründet werden und sich behaupten. Sie war die erste deutsche Zeitung in Polen, wenn wir von deutschen Blättern absehen, die vorübergehend in Warschau erschienen, wie der „Warschauer Bote“ 1829, die „Warschauer Zeitung“ 1831/32 und ihre Namensschwester von 1859/62, die alle für die Entwicklung deutschen Lebens keine Bedeutung gewonnen haben.

Da in Kongreßpolen so gut wie keine Bücher heimischer Verfasser in deutscher Sprache (abgesehen von den Zirklerschen Schullesebüchern und einigen anderen) gedruckt worden sind, so haben wir in der deutschen Presse von Lodz die einzige Vertreterin des bodenständigen deutschen Schrifttums der Vergangenheit vor uns.

Johann Petersilge, ein Sohn Dresdens, übernahm die Herausgabe des „Lodzer Anzeigers“, der ursprünglich zweisprachig (deutsch-polnisch) zweimal wöchentlich erschien und hauptsächlich als Amtsblatt des Militärarches des Lodzer Bezirks, Oberstleutn. Baron v. Broemsen, anzusehen war. Einem tatsächlich vorhandenen Bedürfnis entsprechend, konnte der Anzeiger seit 1865 mit erweitertem Programm unter dem Namen „Lodzer Zeitung“ bereits dreimal

wöchentlich und seit 1881 täglich und nur in deutscher Sprache erscheinen. Seit dem Tode des alten Petersilge (1905) ging das Unternehmen langsam der Auflösung entgegen, die denn auch im Weltkrieg erfolgte.

Seit 1902 erschien neben der „Lodzer Zeitung“ in Lodz noch ein zweites Blatt in deutscher Sprache: die „Neue Lodzer Zeitung“, herausgegeben von zwei ehemaligen Mitarbeitern der ersteren: Drewing und Milker. Dieses Blatt hat sein Dasein durch den Weltkrieg herübergerettet und erscheint auch gegenwärtig noch laut eigener Bezeichnung als „polnisches Blatt in deutscher Schrift“ und zugleich auch als „die älteste, größte und verbreitetste deutsche Tageszeitung in Polen“ (Untertitel des Blattes), welche zwei Eigenschaften sich in ihr gut vereinigen lassen, insofern, als Drewing das Deutschtum, Milker das Polentum des Blattes vertritt, und je nach Bedarf wird die eine oder die andere Eigenschaft schärfer hervorgekehrt. Diese Geistesart des Blattes mochte vor dem Kriege nicht so stark ausgeprägt sein — das stete Lavieren war damals auch nicht nötig —, immerhin pflegte das Blatt auch zu jener Zeit kein völkisches Selbstbewußtsein in seinen Lesern. Damals galt's „unparteiisch“ zu sein, oder bestenfalls, nach dem Worte eines Verheiratheten der N.L.Z., „die deutschen Tugenden, aber nicht das deutsche Bewußtsein“ zu pflegen. Die alte „Lodzer Zeitung“ bekannte sich zwar als „Blatt der liberalen Deutschen“, doch war auch sie keine bewußte Vertreterin deutschen Volkstums.

Das von dem polonisierten Deutschen Sonner (Sonner) in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zwei Jahrzehnte lang herausgegebene „Lodzer Tageblatt“ war national farblos und nährte sich, ebenso wie die beiden anderen Zeitungen, vom Nachdruck.

Eine bewußtdeutsche Zeitung entstand in der „Lodzer Rundschau“, die aber nur ein kurzes Dasein, von Dezember 1911 bis Februar 1913, führte. Sie hatte gediegene Mitarbeiter und wußte auch, was sie wollte. Ihr Chefredakteur war W. Neumann. An Anfeindungen seitens der deutschen Kolleginnen und der polnischen Presse fehlte es der Rundschau nicht. „Echt russische“ Zensurverhältnisse führten den Zusammenbruch des Unternehmens herbei. Anlaß bot ein aus der deutschen Presse anläßlich des 300-jährigen Jubiläums der Romanows abgedruckter Aufsatz, darin ausgeführt wurde, daß

in den Adern der Romanows mehr Holsteins-Gottorpisches, also deutsches, denn russisches Blut fließte.

Alle vier Zeitungen fanden ihre Leser vornehmlich unter der Stadtbevölkerung in Łódź und der Umgegend. Die Rundschau nur fand auch in größerer Anzahl ihren Weg in die Kolonisteniedelungen hinaus.

Zu den Gründern und eifrigsten Mitarbeitern der „Rundschau“ gehörte ein Mann, an dessen Verdiensten um die Entwicklung deutschen Schrifttums in Kongreßpolen man nicht stillschweigend vorübergehen wird: Adolf Eichler. Er hatte sich schon vor dem Erscheinen der „Rundschau“ um Weckung und Pflege völkischen Bewußtseins unter den bodenständigen Deutschen bemüht. Zu diesem Zwecke gab er 1908/09 die „Monatsblätter für die Deutschen in Rußland“ heraus, von denen aber nur sechs Nummern erschienen. Da die Zeitschrift nicht entsprechende Mitarbeiter gewinnen konnte, mußte sie ihr Erscheinen einstellen. Eine zweite Monatschrift, „Geistiges Leben“, herausgegeben von Eichler unter Mitwirkung von Oberlehrer E. Wolff (nachmaliger erster deutscher Abgeordneter für den Sejm), Lehrer Grams (gegenwärtiger ständiger Mitarbeiter des Volksfreundes auf dem Gebiete der Geschichte des Deutschtums in Polen), R. Piel, Süßmann u. a., konnte sich auch nur zwei Jahre (1912/13) behaupten: aus Mangel an Lesern, die einer Kost, wie sie das geistige Leben bot, nicht gewachsen waren. Dabei wandte sich das Blatt ausdrücklich an die deutsche Intelligenz, insbesondere aber an die Lehrerschaft.

Die deutsche Landbevölkerung — soweit sie zu lesen anfang — sammelte sich seit 1906 um das kirchliche Wochenblatt des Pastor Adrian „Unsere Kirche“, das natürlich völkisch farblos war, wie es „einem echt evangelischen Blatte in Polen geziemt“. Außer „Unsere Kirche“ erschien noch das „Evangelisch-lutherische Kirchenblatt“, das aber weniger verbreitet war. Die Baptistengemeinden hatten ihr eigenes Blatt, den „Hausfreund“, der 1895 gegründet worden ist.

Erwähnen wir noch einige kurzlebige Fachzeitschriften: „Łódzger Textilmarkt“, einzelne von Pastoren verfaßte, religiöse Gelegenheitschriften, den „Volkskalender“ (weltlich) und den „Ev.-luth. Hausfreund-Kalender“, die beide ihre Aufsätze aus anderen Blättern, Kalendern und Büchern abdruckten, nichts sich auf das Deutschtum in Polen Beziehende brachten (die kurzen

Gemeindechroniken im Hausfreund-Kalender waren nur vom kirchlichen Standpunkt geschrieben), so haben wir das gesamte deutsche Schrifttum Kongreßpolens vor dem Kriege so ziemlich beisammen. Langsamem aber sicherem Untergange schieden das bodenständige Deutschtum geweiht zu sein.

Da kam der Weltkrieg. Und ein Wunder geschah. Die „evangelischen“ Kolonisten Polens entdeckten ihr Deutschtum. Wie eine Offenbarung, ein urgewaltiges Erleben kam über sie. Und nicht nur über sie. In Łódź, dem Mittelpunkt deutschen Wesens in Polen, begannen sich die Geister auch mächtig zu regen. Eichler und Slierl traten mit der ausgezeichneten „Deutschen Post“ auf den Plan, die seit Mitte 1915 bis Ende 1918 das Banner des eigenen Volkstums hochhielt. Und, was früher weder den „Monatsheften“ noch dem „Geistigen Leben“ beschieden gewesen war, die „Deutsche Post“ fand Mitarbeiter und Leser! Uneigennützig, gebiegene Mitarbeiter. Leser draußen in den Kolonien. Das Deutschtum in Kongreßpolen war gleich dem Dornröschen im Märchen von hundertjährigem Schläfe erwacht. Aber gleichzeitig mit der Neubelebung des Volkstums setzte auch der Kampf für und wider daselbe ein. Unsere Tragik wollte es, daß die Geistlichen, die „berufenen“ Führer (wie sie sich nennen), sich fast ausnahmslos der Pflege deutschen Bewußtseins widersetzen, da diese ihrem bisherigen Verfahren, das Deutschtum auf dem langsamen, sicheren Wege des Assimilierens ohne viel Geschrei im Polentum aufgehen zu lassen, um so „einen Sauerteig des Evangeliums für die Umgebung“ zu gewinnen, schnurstracks zuwiderlief. Der Geistlichkeit schlossen sich Drowing-Milker mit ihrer Wetterfahne an und nolens-volens das Gros der „evangelischen“ Lehrer. Sie alle sagten der „Deutschen Post“ und den „Łódzger Propheten“ rücksichtslosen Kampf an, der auch heute noch mit scharfen Waffen weitergeführt wird, zum Nachteil beider Parteien.

Die Jahrbücher des „Deutschen Vereins“ (für 1917 und 1918) sowohl wie der Hausfreund-Kalender aus jener Zeit brachten eigene Arbeiten, Aufsätze und Gedichte heimischer Verfasser. Damals erschien auch Eichlers Buch „Zwischen den Fronten“.

Nicht bodenständige Erscheinungen auf dem Gebiete deutschen Schrifttums waren während des Krieges die „Deutsche Łódzger Zeitung“ (seit Februar 1915 bis November 1918) und die

„Deutsche Warschauer Zeitung“ (von kürzerer Dauer, da Warschau einige Monate später in deutsche Hände fiel). Auch wurde „Unsere Kirche“ unter Mitwirkung reichsdeutscher Kräfte weiter herausgegeben. Nach Fortzug der Deutschen aber wurden die Kriegsjahrgänge von der alten Redaktion, die wieder auf den Plan trat, ausgeschieden und verleugnet.

Die Novemberereignisse kamen.

Die einst gefürchteten, jetzt nur noch abgrundtief gehaßten Okkupanten warfen die Waffen von sich und ließen sich von polnischen Schulbuben zum Lande hinaustreiben ad maiorem revolutionis gloriam. Die „Deutsche Post“ mußte bald darauf ihr Erscheinen einstellen, da keine Druckerei sie drucken wollte. Unsere Pastoren ließen „Nun danket alle Gott“ in den Kirchen singen und konnten sich nicht genug tun in Schmähreden über den gestürzten „Deutschen Gott“. Außer allem Zweifel schien ihnen auch der endgültige Zusammenbruch deutschen Schrifttums in Kongreßpolen zu sein. Nun werde sich niemand mehr ihrer berufenen Führerschaft entgegenzustellen wagen.

Und ein zweites Wunder geschah. Das Deutschtum und mit ihm das deutsche Schrifttum in Kongreßpolen blieb am Leben, verspricht Weiterentwicklung.

Die Lodzer Deutschen fanden genug Rückgrat in sich, ein eigenes deutsches Blatt zu gründen und zu erhalten. Das war die „Lodzer Freie Presse“, die seit Dezember 1918 bis zur Gegenwart unter den mannigfachsten Widerwärtigkeiten und Anfeindungen unter der Leitung der Redakteure Krieße und Kargel als treue Hüterin des väterlichen Erbes dassteht. Um sie scharen sich alle die Feder führenden deutschen Männer Kongreßpolens. Sie erfreut sich eines ständigen Wachstums, und ihre Auflage verhält sich zu der ihrer Gegnerin, der N.E.Z., wie 5:2. Auch sie findet ihren Weg hinaus in die entlegensten Kolonien, da das Lesebedürfnis unter der deutschen Landbevölkerung weiter wächst und wachsen wird.

Als deutsche Wochenschrift für Stadt und Land, hauptsächlich für dieses, trat mit Beginn des Jahres 1919 der „Volksfreund“, der Nachfolger der „Deutschen Post“ auf den Plan, dessen erster Redakteur und Herausgeber G. Ewald, einst Reisefsekretär des Deutschen Vereins war. Im Januar 1920 übernahm Dr. Ottomar Wolff die Leitung, und seit der zweiten Hälfte desselben Jahres ruht sie in den Händen des Seminarlehrers Wolff, des einstigen Mitarbeiters

des „Geistigen Lebens“. Wenn oben gesagt wurde, der „Volksfreund“ sei der Nachfolger der „Deutschen Post“, so ist seine Richtung schon bezeichnet. Sein Lösungswort heißt: „Für Dich, mein Volk“. Alle Mitarbeiter stellen ihre Arbeiten unentgeltlich zur Verfügung. Sein Einfluß und Leserkreis nimmt langsam aber stetig zu.

„Unsere Kirche“, die nach den glorreichen Novembertagen ihren Lesern die Politik des Generalsuperintendenten Bursche mundgerecht zu machen suchte und, wie schon erwähnt, im Verhöhnern der „gottlosen Okkupanten und Weltunterjocher“ den politischen Blättern den Rang abzulaufen suchte, sah sich bald in der Rolle des „Schreibers in der Wüste“, da die Kolonisten sich derlei Kost nicht mehr wollten bieten lassen. Und so mußte sie ihr teures Leben mit Selbstmord beschließen. — Da traten Ende 1920 die Pastoren Dietrich und Gerhardt mit dem „Friedensboten“ hervor, der sich dessen bewußt ist, daß seine Leser deutsch zum Herrgott beten.

Alles in allem verspricht das Zeitungsschrifttum der Deutschen in Kongreßpolen eine günstige Entwicklung, die von der Hebung des Bildungsstandes der Kolonisten abhängen wird.

Weniger günstig sieht es dagegen noch immer um das eigene Bücherschrifttum bei uns aus. Zwar haben wir in unserer Heimat einen Pastor Schmidt, der in deutscher Sprache bereits mehrere Bücher religiösen Inhalts und eine Unmenge von Traktäthen verfaßt hat. Doch sind das nicht deutsche, sondern evangelische Schriften, und ihre Betrachtung gehört nicht hierher.

An der Spitze marschiert auch hier wieder Adolf Eichler, von dem bereits folgende Bücher und Broschüren erschienen sind: „Die deutsche Ansiedelung Königsbach“, „Pastor Eugen Engel“, „Zwischen den Fronten“, „Die Deutschen in Kongreßpolen“, „Polnische Toleranz“, „Das Deutschtum in Kongreßpolen“ und „Werdet nicht der Menschen Knechte“. Aus diesen Schriften hat sich schon so mancher Volksgenosse Trost und Aufrichtung geschöpft, daher sie auch von unseren Geistlichen den Ehrentitel „Giftschriften“ bekommen haben, was ihrer Verbreitung jedoch gar nicht im Wege steht.

Von Fräulein Klara Gnauk ist ein Bändchen Gedichte erschienen: „Auf einsamen Wegen“, Lodz 1919.

Ein anderer Lodzer, Reinhold Richter,

hat unlängst sein Buch: „Der Weg zu neuer Weltreform und neuer Kultur“, erscheinen lassen.

Als ein Versuch, dem einheimischen deutschen Buchschristtum Eingang unter die Bevölkerung zu verschaffen, darf wohl die Herausgabe des „Hausfreund-Kalenders“ von Manilius für 1922 angesehen werden, der nach völkischen Grundsätzen von den Mitarbeitern des „Volksfreundes“ und des „Friedensboten“ zusammengestellt worden ist. Neben allgemeinbelehrenden Aufsätzen enthält er Gedichte, Erzählungen und

einen geschichtlichen Aufsatz über das deutsche Handwerk in Polen.

Wir haben einige Dichter, die wir als solche bezeichnen dürfen, nach dem, was sie hier und dort in Zeitschriften und Zeitungen haben drucken lassen; wir haben Erzähler, ja, einen angehenden Dramatiker besitzen wir. Wohl sind es noch alles schlummernde Kräfte, da der Hunger nach dem Buche sie noch nicht zur vollen Entfaltung gerufen hat. Aber unsere Presse ist dabei, diesen Hunger zu wecken. Und es wird ihr gelingen.



Auswandernde Juden

Von Willibald Omarkowski

Polnischer Jude im Gebet

Geheßt von Feinden, die bissigen Hunden gleich, hat er noch einen Platz gefunden im Flüchtlingszug. Nun steht er heiß und scheu vor einem Bündel harter Gegenstände, und seine Augen hüten, seine Hände umtaften liebend eine Armutei.

Und sich erinnernd, daß zurückgegeben ihm ward sein eignes abendliches Leben und eine Tochter, die am Boden ruht, feiert er laute Lob- und Dankesfeste: hochaufgerichtet und mit breiter Geste ergießt sich der Gebete dunkle Flut.

Er hat sich vollgetrunken in Entzücken von Jahves Antlitz mit den strengen Blicken, daß es davon aus seinen Augen blüht, denn all sein Glauben ist so eingemauert in dieses: Lohn und Strafe, — daß er trauert, wenn es im Taglauf anders sich vollzieht.

Als seien es ihm unbekannte Sprachen, vernimmt er nicht der Spötter feiles Lachen und schaut ganz fern, als gelte es nicht ihm, denn seine Seele hat sich eingesponnen, und aus den Mienen strahlt in goldnen Sonnen der ewige Glanz von Jeruschalajim.

Doch ihre Kinder

Es ist wohl niemals Heimat gewesen, was sie nun lassen in jäher Flucht, Knute, Hunger, Seuchen und Sucht nach Geld und anderen niederen Dingen, kann man in ihren Zügen lesen.

Denn sie können sie nicht bezwingen, und sie sind offen so wie ein Buch, drin die Jahrhunderte alle Zeichen unauslöschbar geschrieben haben bis zurück zu Gottvaters Fluch.

Doch die Kinder sind ohnegleichen: Ihre Augen, wissend gemacht, sind so traurig und tief wie die Nacht, und du kannst ihnen nicht ausweichen.

Und auf einmal wird dir zumut, als müßtest du diese Hände fassen, schmal und friedvoll und ausgeruht, und dich von ihnen segnen lassen.

Chor der Emigranten:

Unsere Fahnen wehen wie Rauch im Wind, schwarz und zerseht, mit Malen vom Unterliegen; wenn uns die Feinde sehen, sprechen sie nicht von Siegen, wir sind keine Gegner: wir sind ihnen Abschaum und Grind.

Es gibt keine Sorge, die uns nicht bedrückt. Die Raftlosen sind wir mit dem ewigen Heimverlangen. Aber auf hoch zersplitterten Fahnenstangen glühn uns Sackeln, die kein Sturm erstickt.



Rundschau

Zur Entwicklung der Verkehrswege in Kongresspolen

Don Prof. Fritz Braun

Daß die slawischen Lande östlich der Elbe so lange sich selbst überlassen blieben, daß die Slavenkriege von Karl dem Großen bis zur Zeit der Staufer im Grunde genommen nichts anderes wurden als deutsche Kriegsspiele ohne den Zwang, für die dadurch veranlaßten Flurschäden aufzukommen, das verdanken jene Gebiete hauptsächlich ihrer Pfdlosigkeit. Hinter dem deutschen Kriegsmann hob sich das Gras wieder hoch, und die Oede verschlang ihn. So bedurfte es denn erst des starken Zwanges, den die rasche Bevölkerungszunahme im 12. und 13. Jahrhundert auf die Deutschen ausübte, um sie zu dem Entschluß zu bringen, sich in den wald- und sumpfreichen Gauen des Ostens eine neue Heimat zu gründen.

Die physische Gleichförmigkeit dieser Lande wurde wohl auch einer der Gründe für ihre Städtearmut. Wo ein Gefilde dem anderen gleicht, kein Ort sich durch hervorragende Charakterzüge von seiner Umgebung abhebt, da pflegen auch keine Städte zu gedeihen; sie sind im Gelände das, was die Akzente der vollen, betonten Vokale in der Sprache bedeuten. Die Städte liebten das Auszeichnende, das Markante, und es waren wohl nicht nur militärische Erwägungen, um deren willen sich die Städtegründer an Burgeberge, Hochstätten, Akropolen anschniegten.

Aber mochte das polnische Land an und für sich noch so wenig Veranlassung zum Straßenbau geben, es lag nicht allein in der Welt, sondern war auch ein Zwischenland zwischen anderen Gebieten, die mit einander einen gewissen Verkehr pflegen wollten. So zogen sich schon früh zwei alte Heerstraßen durch das Weichselland. Die eine folgte im Süden dem fruchtbaren, milden und seit altersher besiedelten Karpathenvorland und schuf so eine Verbindung zwischen Deutschland und den Ländern am Schwarzen Meer; die andere überquerte mitten im Lande Ober-, Warthe und Weichsel und strebte dann aus der Warthauer Gegend gen Osten, grade da, wo zwischen den großen Sumpfwäldern östlich des Bug und dem verlumpten Lauf des Narew sanftes Hügelland dem Reisenden weglames Gelände verheißt.

Einen anderen Verkehrsweg bildete schon in früher Zeit die Weichsel. Tag und Nacht rauschten ihre gelbbraunen Wogen gen Norden, der Ostsee zu und trugen die ungefügen Gefährte mit den Waren des Binnenlandes dorthin, wo schon lange niederdeutsche Kaufleute mit der urwüchsigen Bevölkerung des Müündungsgebiets allerlei Waren tauschten. Und deutschem Einfluß war es denn auch zu danken, daß zur Ordenszeit der Weichselweg eine der Hauptstraßen des baltischen Verkehrs wurde, gerade so wie sich auch heute

wieder in Danzig fremder Unternehmungsgeist daran macht, die neuen handels- und Verkehrsmöglichkeiten auszunützen, welche der Wandel der politischen Verhältnisse schaffen könnte.

Als dann Polen durch den staatsfeindlichen Eigennuß seines kurzichtigen Adels zugrunde gegangen war und russische Herrschaftsgewalt das Jartum Polen in die Weichselgouvernements verwandelt hatte, konnte Polen erst recht nicht das willensstarke Subjekt eigener Verkehrspläne werden, sondern mußte sich wohl oder übel den Maßregeln fügen, die man weit droben am Strande der Niewa für gut erachtete.

Der politische Wille Rußlands machte dann die östliche Hälfte des Weichsellandes zu einer mächtigen, raumgewaltigen Bastion, in der sich die russischen Heere zum Angriffskrieg sammeln konnten, wenn man es nicht vorzog, die feindlichen Angriffe an ihren Werken branden zu lassen. So wurde hier ein ganzes Netz von Eisenbahntrassen geschaffen, deren Ziel die polnische Hauptstadt war, selber der wichtigste Waffenplatz des Warthauer Festungsvierecks. Sogar das gewaltige Polesie, die ungeheuren Rokitnosümpfe, wurden gradlinig von einem ostwestlich gerichteten Schienenstrange durchquert. Doch auch bei diesen Eisenbahnbauten war Polen nur Objekt, nicht Subjekt. Daß diese Bahnlirien auch wirtschaftliche Zwecke zu erfüllen hätten, kam den Genieoffizieren, die ihre Strecken festlegten, wohl kaum zum Bewußtsein. Wenn sie später auch solchen Aufgaben zum Besten der polnischen Industrie gerecht wurden, war das auf die Logik der Umstände und nicht auf den Willen ihrer Erbauer zurückzuführen. Den russischen Baumeistern lag nichts daran, ganz Polen zu durchqueren; sie trugen sich auch nicht mit der Absicht, diesem Lande ein in sich geschlossenes Eisenbahnnetz zu schenken; wo der strategische Zweck erreicht war, endete auch der Schienenstrang.

Und wozu auch Polen mit dem Westen verbinden? — Aus dem Westen stammten die liberalen Gedanken; aus dem Westen kamen nörgelnde Kritiker der russischen Gewaltherrschaft. Wäre es für die Russen sinnvoll und praktisch gewesen, dorthin gangbare Straßen zu schaffen? — Beileibe nicht! Viel vernünftiger erschien es ja, dort durch den peinlichsten Grenzschutz eine chinesische Mauer aufzuführen, die niemand durchließ. So dauerte es denn endlose Zeit, bis außer der Warschau—Wiener Linie, der einzigen Bahn mit der Geleisbreite der westeuropäischen Linien, und den Bahnstrecken Warschau—Alexandrowo und Warschau—Mlawa jene Eisenbahn gebaut wurde, welche von vornherein dieselbe logische Berechtigung gehabt hätte wie die Weichselbahn, nämlich jene Linie, welche etwa der alten Heerstraße Berlin—Frankfurt—Posen—Warschau—Rußland entsprach und gradlinig das Herz Mitteleuropas mit dem des Weichsellandes verband.

Was kümmerte es die russische Regierung, daß im Gouvernement Petrikau ein gewaltiges Industriegebiet entstand? — Möchten die Fabrikherren selber sehen, wie sie fertig wurden. Und sie wurden fertig, indem sie einen großen Teil ihrer Waren nach Urbäterweise dem Frachtwagen anvertrauten, der hier ebenso der Eisenbahn Konkurrenz machen mußte wie auf der Balkanhalbinsel die Kamelkarawanen, deren Glocken der Reisende auf der alten Weltstraße Adriano-pel—Konstantinopel läuten hört.

Und sie mußten mit diesen Aufgaben fertig werden, obgleich auch die Landstraßen Polens sich mit denen Mitteleuropas längst nicht vergleichen durften. Schmolz der Winterschnee oder regnete der Regen im Herbst jeglichen Tag, so staute sich das Wasser auf dem undurchlässigen Lehmboden, so daß die Wagen große Strecken bis an die Äschen im Wasser fahren mußten. Trotzdem hatten die wichtigsten Staatschaufseer bei dem weitmaschigen Eisenbahnnetz die allergrößte Bedeutung. Die verkehrsreichsten von ihnen führen von Warschau nach Mlawka, Łomża, Brest-Litowsk, Lublin, Kielce und Łowicz (von Łowicz aus über Łódź beziehungsweise Łęczyca—Turek nach Kalisz). Längs der Weichsel gehen keine großen Staatschaufseer, dagegen wird der obere Bug auf beiden Seiten von solchen Straßen begleitet. Die östliche von ihnen folgt, wegen der weiten Sumpfwälder jenseits des Bug, stellenweise fast der Grenze der Oekumene.

Außer diesen Hauptstraßen, welche in die Einten des großen Verkehrs eingeschaltet sind, gibt es noch ein dichtes Netz örtlicher Straßen, die sternförmig von jedem Marktplatz ausstrahlen. Wir können sie beinahe schematisch in die polnische Landkarte eintragen, indem wir jeden fußumrahmten Gau mit einem solchen Strahlenstern versehen, dessen stärkste Strahlen von der Mitte aus zu den wichtigsten Brückenorten führen.

Als die deutschen Truppen im Weltkrieg in Polen einrückten, mußte ihnen das durchschnittlich recht dicht besiedelte Land schon um dieser Verkehrsverhältnisse willen überaus rückständig vorkommen, und bald zeigte es sich, daß die vorhandenen Verkehrsmittel den Anforderungen des Verkehrs bei weitem nicht gewachsen waren. So schritten denn die Besatzungstruppen mit rascher Tatkraft zur Selbsthilfe. Namentlich im Norden wurde das Innere der weiten Maschen des Eisenbahnnetzes durch Stichbahnen erschlossen, und als der Krieg zu Ende ging, führten von Ostrolenka, Kolno und Suwałki neue Schienenstränge über die ostpreussische Grenze. Ebenso viele neue Einten (Sandomir—Deblin, Lublin—Jarosław, Cholm—Zemberg) vermittelten den Verkehr an der galizischen Grenze, und beinahe noch wichtiger war die Riesenarbeit, die man geleistet hatte, um daß Straßennetz des Landes den gesteigerten Anforderungen des Krieges anzupassen. Allein im Gouvernement Warschau wurden mehr als 100 Millionen Mark für Straßenbauten ausgegeben, von deren Umfang man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man hört, daß dabei 80 Millionen Zentner Steine Verwendung fanden.

Heute ist der Krieg beendet, und die deutschen Truppen haben längst den polnischen Boden verlassen. Ob man sich in Polen wohl noch dessen bewußt ist, welche Wohltaten die verlästerten Feinde dem Lande erwiesen haben? — Was aber die Zukunft auch bringen mag, dessen dürfen wir sicher sein, daß es nicht die letzte Kulturarbeit war, welche unser Volk im Weichsellande geleistet hat, denn mögen die Polen sich heute mit noch so großem Ingrimm gegen den deutschen Nachbar wenden, eine viel stärkere Gewalt, das Schicksal selber, hat den beiden Völkern diesen Erdrum zu gemeinsamer Arbeit und weitestern dem Schaffen angewiesen.

Aus Polen

Von A. Albin

Das geistige Leben, das durch den Krieg in Stillstand geraten, beginnt allmählich, wenn auch noch nicht mit deutlicher Stärke, sich zu regen. Die Regungen sind noch schwach, noch nicht alles und alle beherrschend, da die ökonomische und materielle Not die Leute noch gar zu fest in ihren Klauen hält, als daß sie sich den Luxus des Geistes gestatten könnten. Auch sind die Rufe und Lösungsworte der Gasse noch immer viel zu starken Tons, als daß sie von den sich nur scheu wagenden Zusflüsterungen eines freieren Geistes übertönt und überwunden werden könnten. Zuletzt sind die Bücher so teuer, daß selbst diejenigen, denen das Lesen immer notwendiges Bedürfnis war — das ist der heruntergekommene Mittelstand — jetzt dieses Bedürfnis sich entsagen müssen, während die anderen, die an der Konjunktur Reichgewordenen, dies Bedürfnis aus Gewohnheit schon leicht entbehren, weil sie doch am Buch nicht dies Vergnügen finden, das etwa die Zugehörigkeit zu einem Konsortium, Komitee u. ä. ihnen bieten kann. Vollends ist man noch immer infolge der Grenzsperr, der Valuta, des beschränkten und hinkenden Postverkehrs von aller Welt denn doch so gut wie abgeschnitten. Die geistigen Arbeiter sind übel daran. Daß dies keine besondere Lust zu schaffen aufkommen läßt, ist begreiflich. Das geistige Niveau ist im Vergleich mit dem der Vorkriegszeit bedeutend gesunken, was übrigens ein allgemeines Phänomen der Zeit ist. Der Segen des „Friedens“ hat gute Weile. Man kann zeitweise auch ohne Wissen auskommen. Ein Bauernsejm nimmt solche Kleinigkeit nicht gar zu ernst. Leute von Wissen stehen heute im niedersten Rang. Wer nimmt einen Bettler ernst? Es sind hierfür charakteristisch sogar die Worte, die der Marschall des Sejms, Herr Trameczynski, am 1. September 1920 in der Finanzkommission des Sejms fallen ließ mit Bezug auf die Beamenschaft, die, von der Not gewürgt, eine Erhöhung der Gebühren forderte. Er sagte: „Wem von den Beamten sein Gehalt nicht ausreicht, mag den Dienst quittieren und sich eine bessere Stellung suchen.“ Wo doch gerade die Beamenschaft das Gros der Intelligenz zumeist darstellt! Diese Beamenschaft,

die in ihrer großen Mehrheit das Bedürfnis hatte zu lesen, liest heute nicht mehr. Der Beamte ist froh, wenn er seinen Kindern die nötigsten Schulrequisiten und Bücher beschaffen kann. Von sich selbst sieht er schon ab, oder es wird ihm ab und zu ein politisches „Werk“ von einem Parteimann in die Hände gedrängt, das den Geist zu erleuchten, das Herz zu erweitern nicht besonders geeignet ist.

Man wollte auf diesem Gebiete französisch orientiert sein. Die Dalmatidifferenz trübte ein wenig diese Orientierung — auf dem geistigen Gebiete zumindest. Und dann begann eine gewisse Ernüchterung um sich Platz zu greifen. Man lernte einsehen, daß der nächste Nachbar des Westens dennoch Deutschland ist, daß die nächstliegenden Quellen, aus denen der Geist schöpfen kann, in Deutschland quillen, daß die neue Luft zunächst von dort komme, sofern man es für gut hält, das Fenster zu öffnen und zu lüften. Freilich hat es mit dem Bücherbezug aus Deutschland noch seine Not und Mühsal — das deutsche Buch ist durchaus selten geworden —, aber gewisse Anzeichen lassen hoffen, daß dies sich ändern werde, daß dies auf die Dauer so nicht bleiben könne, weil doch der Geist seine Nahrung wird wieder haben müssen. Der Mangel des deutschen Buches macht sich unangenehm fühlbar; die Sehnsucht nach ihm wird immer stärker. Besonders auf dem Gebiet der Wissenschaft. Der Geist wird mit der Zeit den hohen Wall, den man vor ihm künstlich aufgerichtet hat, durchbrechen oder niederreißen müssen. Ich weiß nicht, ob in den letzten drei Jahren auf dem wissenschaftlichen Gebiete etwas von größerer Bedeutung geleistet worden ist. Alles Tun und Schaffen stand und steht vielfach auch heute noch im Banne der Politik, wenn auch nicht immer einer höheren, weitsichtigen, so doch einer engen, engherzigen Politik von heute auf morgen, aber nicht mehr auch auf übermorgen. So weit reicht die Sicht noch nicht. Sie faßt eben die Weite eines Dezembertages. Die Weitsichtigen — es sind solche vorhanden — läßt man noch nicht zu Worte kommen. Sie werden vorderhand von Hurrarufen niedergeschrien.

Die ältere, schaffende Generation weckt sich allmählich aus dem Schlaf, in den sie der Krieg und der sogenannte Friede genötigt. Sie erwacht. Ohne Lärm, ohne Getöse. Um so lauter aber geberdet sich die junge Generation. Mit Schellen und Trommeln kommt sie hereingefallen und will Poesie, Kunst und Leben auf neue Beine stellen nach den wohlbekannten und mancherorts schon überlebten Rezepten des Expressionismus, Futurismus, Dadaismus. Aber sie geben sich menschlich, und indem sie das Menschentum mit Nachdruck betonen, treten sie aus dem engen Kreis heraus, und ob auch nicht alle für vollwertige Künstler oder Dichter genommen werden können, ist doch gerade das Allgemeinmenschliche an ihnen sympathisch, das Streben, durch Krieg und Frieden geschaffene Klüfte zu überbrücken, den Weg vom Ich zum

Du zu bahnen. Einige unter ihnen haben den Krieg erlebt dort, wo er am graulichsten war; sie haben von ihm einen Ruck erfahren, einen Ruck ins Menschliche und zum Menschen. Es fragt sich nur, wie weit die Macht ihres Rufes reicht und ob sie die vielen, vielen Anderen in die neue Bahn zu bringen vermögen. Denn den Vielen ist die Literatur von heute noch Luxus. Und dieser kostet mehr, als sie sich vorderhand zu gönnen imstande sind. Daraus ist wohl auch zu erklären, daß die 600 jährige Dante- und die 100 jährige Flaubertfeier hier so gut wie klang- und fast spurlos vorübergegangen.

Das deutsche Theater in Kongresspolen

Von Theodor Buss, Berlin

Mächtig wächst in letzter Zeit in den abgetretenen Ostgebieten die Bestrebung, ein deutsches Theater von dauerndem Wert zu gründen. In Posen, Bromberg und Graudenz sind bereits die ersten Anfänge gemacht und Theatervereine ins Leben gerufen worden. Unsere vom alten Vaterlande losgerissenen Brüder befinden sich gegenwärtig in der gleichen Lage, wie die Deutschen Kongresspolens, die seit mehr als hundert Jahren auf sich selbst angewiesen sind und während der ganzen Zeit nicht nur ihr deutsches Wesen erhalten haben, sondern auch jederzeit bestrebt waren, den kulturellen Forderungen der vorwärtsschreitenden Zeit gerecht zu werden. Auch sie waren einst hinsichtlich der Gründung einer deutschen Bühne nicht besser daran, als es gegenwärtig ihre Brüder in Posen sind. Und heute, nachdem ihnen ihr Theater durch die Wirren der Revolution von 1918 verloren gegangen ist, lassen verschiedene Anzeichen deutlich erkennen, daß seine alte Glanzzeit in der Deutschenzentrale Kongresspolens, in Łódź, zu neuem Leben erwachen wird. Für uns ist es von größtem Interesse, die Entwicklung des deutschen Theaters in Łódź zu verfolgen, zumal es ohne jegliche fremde Hilfe entstanden ist und sich zu einer Stufe entwickelt hat, die uns mit ehrlichem Staunen erfüllen muß.

Als mit dem Jahre 1820 die Einwanderung deutscher Handwerker und Tuchmacher nach Łódź einsetzte und die Zahl der deutschen Einwohner immer größer wurde, entstand auch der Wunsch, sich das eintönige Dasein in der Fremde möglichst angenehm zu gestalten. Man dürstete nach Geselligkeit und künstlerischen Darbietungen, die von den einzelnen Vereinen nicht genügend berücksichtigt werden konnten. Hauptsächlich wurde die Musik und der Gesang gepflegt. Gelegentlich geschah es auch, daß dem Publikum Rezitationen geboten wurden und wenn es hoch kam, konnte man sich an einigen humoristischen Szenen ergötzen, die von Dilettanten aufgeführt wurden. Seitdem eine polnische Wandertruppe in Łódź aufgetreten war, hatten die dortigen Deutschen erst die richtige Freude am Theater gefunden. Das wurde schon daran kenntlich, daß die Liebhabervorstellungen mit größerer

Sorgfalt gepflegt wurden, als es früher der Fall gewesen war. Auch die Werbung geeigneter Darsteller war von da ab mit weniger Schwierigkeiten verbunden. Denn das hohle Geschlecht war durchaus nicht immer damit einverstanden, an Theatervorstellungen teilzunehmen. So kam es gar nicht selten vor, daß Männer in weiblichen Rollen auftreten mußten.

Mit dem Jahre 1867 beginnt das eigentliche deutsche Theater in Lodz. Herrn August Hentschel, dessen Name mit der Geschichte der deutschen Bühne in Polen aufs engste verknüpft ist, war es, gemeinsam mit dem Direktor Reinelt, gelungen, eine Schauspieltruppe nach Lodz zu bringen. Er scheute weder Mühe noch Kosten, um den bereits früher für Theaterzwecke erbauten „Paradiesaal“ vollständig zu renovieren und entsprechend auszustatten. Requisiten und Garderobe wurden ergänzt und drei neue Dekorationen gemalt. Ein neuer, geschmackvoller Vorhang vervollständigte die Einrichtung, die im Lichte der damaligen Zeit allen Ansprüchen genügte. Direktor Reinelt, der in Lodz bereits von seiner früheren Theater-tätigkeit her bekannt war, hatte eine aus zwölf Personen bestehende Gesellschaft zusammengebracht, deren einzelne Mitglieder bis dahin an dem K. K. Deutschen Theater in Krakau, dem Varieté-Theater in Hamburg, Herzogl. Hoftheater in Koburg, Bromberger Stadttheater, Theater in Halle a. S. und an dem Breslauer Theater tätig gewesen waren.

Die Eröffnung fand am 19. Mai statt. Der Abend wurde mit einer Ouvertüre eingeleitet, der sich ein vom Theaterdirektor Reinelt gesprochener Prolog anschloß. Darauf wurden die drei Einakter „Doktor Robin“, „Das Versprechen hinterm Herd“ und „Hohe Gäste“ gespielt. Die Aufführung erweckte bei dem zahlreich erschienenen Publikum großen Beifall. Die Theaterfreudigkeit der Lodzer Deutschen muß zu jener Zeit eine sehr große gewesen sein. Das beweist die Tatsache, daß bis zum 31. August 1868 ununterbrochen gespielt wurde und während der ganzen Zeit 145 Vorstellungen stattfanden. Und zwar gelangten fast ausschließlich Werke von Benedix, Rosen, Goerner, Gutzkow und Charlotte Birch-Pfeiffer zur Aufführung.

In diesen Zeitabschnitt fällt der Tod des weltberühmten Schauspielers Ira Aldridge. Direktor Reinelt hatte den bekannten Neger, der auf der Durchreise von Paris nach Petersburg war, für drei Gastspiele gewonnen, die leider nicht mehr zustande kommen konnten. Ira Aldridge war bereits bei seiner Ankunft in Lodz kränzlich. Dazu bildete sich ihm auf der linken Brust ein Geschwür, an dessen Folgen er am 7. August starb. Zwei Tage später wurde er mit großen Ehren auf dem evangelischen Friedhofe bestattet.

Jedem, der die Geschichte des Lodzer deutschen Theaters kennt, wird es auffallen, daß sie in drei natürliche Perioden zerfällt: Das Sellinsche und Paradies-Theater, das Victoria-Theater und Thalia-Theater, in dem die deutsche

Schauspielkunst in Lodz zur höchsten Blüte gelangte. Den schwersten Stand hatte die deutsche Bühne unzweifelhaft im Sellinschen und Paradiesaale. Mit Ausnahme des Direktors Reinelt hatten fast sämtliche 16 Theaterdirektoren, die in den Jahren 1867 bis 1882 in den beiden Gebäuden die dramatische Kunst zu Ehren zu bringen bemüht waren, mit sehr ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen. Die zugkräftigsten Operetten und Lustspiele, denn solche wurden in jener Zeit vor allen Dingen gepflegt, vermochten nicht, den einzelnen Theater-Unternehmern einen längeren Aufenthalt in Lodz zu gestatten.

Viel besser erging es der dramatischen Muse auch im Victoria-Theater nicht. Während an den beiden alten Bühnen die Operette, das Lustspiel und erst an dritter Stelle das ernste Schauspiel auf den Plan kam, wandte man sich hier fast ausschließlich der Oper zu, die mit kleineren Unterbrechungen zwei Jahre lang von den Direktoren C. Schäfer, Milder und Rubieri gepflegt wurde.

Die Zeit bis zur Uebernahme der Direktion durch Albert Rosenthal im Thalia-Theater, das aus dem Vogelschen Tanzsaale entstanden ist, unterscheidet sich von derjenigen im Paradies- und Sellinschen Saale nicht wesentlich. Erst 1890 beginnt die Zeitperiode, in der das Lodzer Theater zu einer wirklich künstlerisch vollendeten Einrichtung wird. Zur Eröffnungsvorstellung, die am 1. Oktober stattfand, wählte man das Schauspiel „Eva“ von Richard Voß, in dem die Königl. bayerische Hofschauspielerin Frau Valentine Rosenthal-Riedel die Titelrolle spielte. Der Erfolg war so groß, daß man sofort darüber im Klaren war, daß das deutsche Theater den rechten Mann gefunden hatte. Das bewies Rosenthal, der zwanzig Jahre früher in Berlin das Residenztheater gegründet hatte, in den neunzehn Jahren seines Wirkens in Lodz. Er verpflichtete bekannte Schauspieler und lud häufig berühmte Künstler zu Gastspielen ein, darunter auch Adolf Klein, der zuletzt alljährlich nach Lodz kam und im Jahre 1909 die Theaterleitung übernahm, nachdem Albert Rosenthal am 17. November gestorben war. Auch Adolf Klein hatte mit ungünstigen Verhältnissen jeglicher Art zu kämpfen. In Lodz waren zu jener Zeit einige Kinotheater eröffnet worden, die für das deutsche Theater bald eine große Konkurrenz bildeten. Aber trotz alledem verstand er es, das Unternehmen über Wasser zu halten und bis zum Beginn besserer Zeiten auszuharren. Als das Thalia-Theater im Frühjahr 1914 seine Pforten schloß, ahnte niemand, daß das letzte Spieljahr unter der Leitung des bewährten Mannes zu Ende gegangen war.

Einen Winter lang gab es in Lodz kein deutsches Theater. Es fanden wohl gelegentlich Liebhaberaufführungen statt, die aber den Verlust des Kleinen Ensembles auch nicht im geringsten Maße ersetzen konnten. Nach der Befreiung Polens durch die deutschen Truppen erwachte auch das Theaterwesen wieder zu

neuem Leben. Unter der Direktion Walter Wassermanns kam 1915 eine auf künstlerischer Höhe stehende Truppe nach Lodz, die am 2. Oktober den Theaterwinter mit dem Spiel „Als ich noch im Flügelkleide“ eröffnete. Zur Einleitung des Abends sprach Direktor Wassermann einen Prolog, den der literarische Beirat Erich Koehrer verfaßt hatte. Drei Jahre hindurch bestand dieses Theater, bis in Deutschland die Revolution ausbrach und die deutschen Truppen aus Polen vertrieben wurden. Das Thalia-Theater wurde dann von der städtischen Verwaltung erworben und diente den Zwecken eines polnischen Stadttheaters, bis es im verfloßenen Jahre ein Raub der Flammen wurde.

Nicht lange darauf machte sich in Lodz eine neue Theaterbewegung bemerkbar, an deren Spitze der Redakteur der „Neuen Lodzer Zeitung“, Herr Heinrich Zimmermann, stand. Da Berufskräfte nicht herbeigezogen werden konnten, griff man zu dem alten Mittel: den Theaterliebhabern. Die „Freie Bühne“ — so nannte sich das neue Theater — hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nach Verlauf des Winters mußte sie ihre Pforten schließen, ohne — wie mir der Führer dieser ganzen Bewegung vor einiger Zeit mitgeteilt hat — einen künstlerischen oder materiellen Erfolg erzielt zu haben.

In neuester Zeit beschränkt sich das deutsche Theaterwesen in Lodz wieder auf Liebhaberaufführungen. Die sich jedoch immer stärker bemerkbar machende Bestrebung, das Lodzer deutsche Theater aus seinem Dornröschenschlaf zu erwecken, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß für diese Stätte deutscher Kunst bald die Stunde der Eröffnung schlagen wird.

Das geistige Leben Thornos

Von Reinhold Heuer

Die geistige Arbeit unter den Deutschen Thornos ist auch im letzten Winter 1921 zu 22 rege gewesen. Vor allem hat der Koppernikusverein, getreu seinen Ueberlieferungen, wieder dafür gesorgt, daß das Deutschbewußtsein gepflegt und gestärkt wurde.

Sundäch durch Vortragsreihen. Im Oktober und November sprach in je acht Abenden Prof. Hilgenborg über „Goethe“ und Pfarrer Heuer über „Sauft I und II“; im Februar und März an je sechs Abenden mit Zuhilfenahme zahlreicher Lichtbilder Pfarrer Heuer über Albrecht Dürer und die Professoren Wellner und Sellsner über „Das Weltbild im Wandel der Zeiten“ (ebenfalls mit Lichtbildern); endlich im Mai Organist Steinwender an drei Abenden in je zwei Stunden über das „Deutsche Volks- und Kunstlied“, mit Erläuterungen am Klavier und Darbietung von Solo- und Chorgefängen. Alle Vorträge waren gut besucht und zeigten, daß derlei für die geistig lebendigen Kreise Thornos ein Bedürfnis geworden ist.

Dazu kamen Einzelvorträge heimischer und auswärtiger Gelehrter, u. a. über die altchristliche Kunst (Prof. Siehmann-Jena), Dante, über

Themen aus der Geschichte und Naturwissenschaft und Volkswirtschaftliches (Dr. Schmidt-Essen), die alle wertvolle Anregungen boten.

Am Geburtstage des Koppernikus, am 19. Februar, sprach im überfüllten Saale Pfarrer Heuer über „Thorn vor 200 Jahren“ mit Lichtbildern.

An Konzerten ist dieser Winter nicht so arm gewesen wie der vorige. Das Posener Greulich-Quartett hat uns wiederum mit seiner Kunst erfreut, und auch auswärtige Künstler haben jetzt endlich den Mut gefunden, den Deutschen in Polen zu dienen, so Frau Toog-Stettin, Lotte Leonard-Berlin, das Ehepaar Mörike, das Trio Mayer-Mahr und das wundervolle Gölzow-Quartett. Es sei ihnen allen für diese Herzstärkung aufrichtiger Dank ausgesprochen! Ihnen reihte sich Max Jungnickel an, der aus eigenen Dichtungen vortrug, und Robert Johannes mit humoristischen Sachen.

Sehr übel ist es bei uns mit dem Theater bestellt. Im ganzen abgetretenen Gebiet besteht keine einzige deutsche Bühne mehr! Um nun doch wenigstens hin und wieder einmal etwas Dramatisches zu sehen, haben wir die Deutsche Liebhaberbühne in Bromberg eingeladen, bei uns Vorstellungen zu geben. Das ist aber im abgelaufenen Zeitraum nur einmal geschehen mit dem „Wettlauf mit dem Schatten“ von W. von Scholz. Dafür aber hatten wir Gelegenheit, durch eigenen Augenschein uns unterrichten zu können über die in Deutschland sehr lebendige Bewegung der Haas-Berkowleute und anderer, die vor allem mittelalterliche Mysterienspiele auf ihrer Stilbühne in eigenartiger Weise zur Darstellung bringen. Die Spielgemeinde Marowski, die den Winter hindurch in der früheren Provinz Posen und Westpreußen umherzog, kehrte auch bei uns ein und gab einen Hans-Sachs-Abend und am folgenden Tage das alte Oberuferer Sündenfallspiel. Der Eindruck war ein starker. Hierdurch angeregt machte Pfarrer Heuer den Versuch, in seiner Kirche (St. Georgen im Vorort Mocken) am Osterjonnat-Abend den ersten Teil des Redentiner Osterspiels durch Gemeindeglieder darstellen zu lassen. Er arbeitete den kirchlichen, gottesdienstlichen Charakter des Stückes heraus (Beteiligung der Gemeinde durch Singen von Chorälen am Beginn und Schluß, starke Mitwirkung der Orgel), strich oder änderte Stellen, die heutzutage für eine kirchliche Aufführung unmöglich sind (z. B. die stark burlesken Teufelsjzenen; auch Jesus nicht sichtbar auftretend, sondern hinter dem Vorhange stehend), hielt überhaupt alles fern, was ans Theater erinnert (keine geschminkten und zwiesierten Schauspieler, ganz einfaches, ideales Kostüm, keine Kulissen, kein Eintrittsgeld und dergleichen) und erzielte mit dieser Aufführung bei den sehr zahlreich erschienenen Gemeindegliedern (es war vorher keine Reklame gemacht worden) einen tiefen Eindruck. Mehrfach wurde der Wunsch laut, ähnliche Darbietungen öfter zu bringen. Anstoß an dem Spiel in der Kirche hat niemand genommen. — Am

Palmsontage hatte derselbe in seiner Kirche einen Passionsgottesdienst mit Lichtbildern nach Dürers Passionen, ebenfalls unter mehrfacher Beteiligung der Gemeinde und ebenfalls zu ihrer herzlichen Erbauung, veranstaltet. Uebrigens sind jetzt Bestrebungen bei uns im Gange, ein kleines Liebhabertheater zu schaffen, deren Gelingen aber noch nicht gesichert ist.

Selbstverständlich haben außer dem Kopernikusverein auch noch andere Vereine unsere Teilnahme durch ihre Darbietungen geweckt (wie die beiden Männerchöre, der Kirchenchor), über die zu berichten jedoch zu weit führen würde.

Alle geistig-kulturellen Bestrebungen leiden bei uns außerordentlich dadurch, daß wir kein deutsches Vereinshaus haben. Es scheint aber, als ob es doch noch in letzter Stunde möglich sein wird, den Deutschen solch ein Heim zu schaffen, in dem die einzelnen Vereine ihre Arbeit tun können und auch die Gesamtheit der Deutschen zu politischen, künstlerischen und gesellschaftlichen Veranstaltungen versammelt werden kann. Gewiß wird das nicht leicht sein. Die Abwanderung hört immer noch nicht auf. Wir sind hier jetzt nur noch etwa 4000 Deutsche, von denen nicht wenige auch noch fortziehen werden. Und dann haben wir kein einziges deutsches Blatt, durch das wir unsere Ziele in wirksamer Weise bekanntmachen, unseren Sorgen Ausdruck geben, zur Sammlung und Arbeit aufrufen und anfeuern können; denn das einzige hier in deutscher Sprache erscheinende Blatt ist im Besitz einer polnischen Gesellschaft und vertritt die Interessen Polens.

Aber ob Viele oder Wenige, unser Volkstum werden wir weiterpflegen und unseres Zusammenhanges mit der großen deutschen Kultur uns stets mit Stolz bewußt bleiben.

Hilfstätigkeit der Lodzer Deutschen *)

Von Pfarrer J. Schönberger

Der Hilferuf unserer von dem grauenvollen Hungerelend betroffenen Wolgadeutschen ist nicht umsonst verhallt und hat auch inmitten unserer Volksgenossen Polens viele mitleidige Herzen geweckt. Besonders war es in der großen Industrie- und Handelsstadt Lodz, der Hochburg des Deutschtums in Polen, wo man sofort Verständnis und Gefühl für die Nöte unserer darbenenden Brüder und Schwestern bekundete. Tief ging ihnen das verhängnisvolle Schicksal der Brüder zu Herzen. Aber es klang ihnen alles so fabelhaft, schien unglaublich — ja unmöglich, daß Rußland, die Kornkammer für ganz Europa, hungert, — daß man im fruchtbaren deutschen Wolgagebiet verhungere. Als ich da auftrat und öffentlich und privat, in Zeitungen und Versammlungen, in Kirchen und Schulen immer wieder von einer nie dagewiesenen Not, einer unbefriedigenden Hungerkatastrophe rebete und überzeugte — erst dann erfaßte man die Wahrheit dieses tra-

gischen Schicksals als lebendige und unfeugbare Tatsache. Der Hilfswille der Lodzer Deutschen war da, und wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Es gab genug edle und hochherzige Damen und Herren, die bei ihrem verständnisvollen Unternehmungsgestirne und ihrer bewährten Organisationsfähigkeit bald Mittel und Wege fanden zur Abhilfe. Die „Lodzer Freie Presse“, eine echt deutsche Zeitung, war das Sprachrohr, das unaufhörlich an das Gewissen der Deutschen appellierte und zur Hilfe aufforderte. Mit einem deutschen „Wolga-Abend“ wurde begonnen. Das Programm war trefflich zusammengestellt unter dem Motto: „Gedenket der hungernden deutschen Brüder!“ Eine Ansprache meinerseits, der eine des Pastors Dietrich (Lodz) folgte, leitete den Abend ein, der dann in reicher Folge musikalische Darbietungen mehrerer Vereine und privater Künstler, eine Lotterie und sonstige Ueberraschungen für die Teilnehmer brachte.

Der erste Wolga-Abend war mit gutem Erfolg gekrönt: zwei Millionen — ein guter Anfang. Das Fundament war gelegt. Ein provisorischer Verwaltungsausschuß brachte sofort den bereits auf polnischem Boden weilenden Wolgaflüchtlingen Hilfe; es war die erste und darum so dringend notwendige Hilfe an den hungernden und frierenden Brüdern. Bald wurde dann in einer allgemeinen Versammlung der Lodzer Deutschen eine dauernde Hilfsaktion festgelegt und „Hilfsausschuß für Flüchtlinge aus Rußland“ genannt. Planmäßig und eifrig wurde nun nach allen Richtungen hin gearbeitet. Damen und Herren sahen eine Ehre darin, für die Notleidenden zu betteln — oder wie man in Lodz sagt: zu schnurren. Selbst die Schulkinder nahmen regen Anteil, veranstalteten unter sich Kollekten für die Hungernden. Von allen Seiten flossen reichliche Spenden. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Lodzer Baptistentengemeinde, die eine großzügige und hochherzige Freigebigkeit an den Tag legte. Bald folgte ein zweiter Wolga-Abend, von den Lodzer Katholiken deutscher Zunge in verständnisvoller Weise ausgeführt. Noch viele andere Unterhaltungsabende und Konzerte wurden in und außerhalb Lodz abgehalten zugunsten der hungernden deutschen Brüder. Inzwischen waren schon einige Transportzüge mit deutschen Flüchtlingen an Lodz vorbeigekommen und in Stralkowo untergebracht worden. An diesen verelendeten Stammesgenossen sollte nun das neugegründete Samariterwerk seine Hilfstätigkeit entfalten. Damen und Herren begaben sich in das Lager bei Stralkowo, um die hungrigen zu speisen und die Nackten zu kleiden. Welch ein Bild des Elendes bot sich daselbst! — In einer notdürftigen, in die Erde eingelassenen, kalten, dunklen Bretterbaracke waren alle eingepfercht, selbst der üblichen Streu entbehrend. Die meisten waren in Lumpen gehüllt, unterernährt, hohlwangig, bleich, matt, todmüde und krank — lebendige Jammergestalten, bis ins Mark der Knochen vom Elend getroffen. Die erste Hilfe aus Lodz, in Lebensmitteln und

*) Aus der von Frh. Heinz Reimesch sehr gut geleiteten und empfehlenswerten Zeitschrift „Wolgadeutsche Monatshefte“, die zur Aufklärung der Not unserer Brüder an der Wolga und zur Kenntnis ihrer Lage dienen soll.

Kleidern bestehend, war angelangt. Holz und Kohlen zur Beheizung und Stroh zu einem Ruhelager wurden herbeigeschafft. Es gab schon andere Stimmung unter den lebensmüden Brüdern, und vertrauensvoll mit thränenfeuchtem und dankerfülltem Auge blickten sie empor zu den lieben Damen und Herren, die in wahrhaft mütterlicher und väterlicher Sorgfalt sich ihrer annahmen, selbst Läuse und ansteckende Krankheiten nicht scheuend. So wurde die Samariterhilfe weiter geführt, den Leiblichen und geistlichen Nöten und Bedürfnissen dieser Armen Rechnung tragend. Mit freudiger Genußnahme beobachtete man die Wolgadeutschen, die im Verlauf von anderthalb Jahrhunderten inmitten des Allrussentums so getreulich ihre deutsche Sprache und völkische Eigenart, ihren tiefen religiösen Sinn treu bewahrt haben. Sie gereichten den Deutschen von Polen zur Erbauung — und auch vielen zur Beschämung, die das unschätzbare Kleinod ihrer deutschen Muttersprache und somit Charakter und Religion eingebüßt haben.

Außer den wolgadeutschen Flüchtlingen unterstützte der Lodzer Hilfsausschuß auch die während des Krieges nach Rußland verschleppten und nun völlig verelendeten, zurückkehrenden Deutschen Wollhyniens und Polens; ferner bedachte er auch jüngsthin unsere in Minsk befindlichen hilfsbedürftigen Wolga-Kolonisten mit einem Waggon Lebensmittel für 2225 000 poln. Mark und zwei Ballen diverse Kleider durch die amerikanische Mission in Danzig.

Zu tausendfachem Dank haben uns die Stammesbrüder Polens verpflichtet. Sie haben sich ein Denkmal gesetzt in der Geschichte der Wolgadeutschen aus den Tagen ihrer größten Leidenszeit. Nie wollen wir das vergessen und ewig ihnen dankbar sein. Ein herzliches „Vergelt's Gott“ im Namen aller Bedachten!

Ein architektonischer Atlas von Kongreßpolen

Von Prof. Fritz Braun

Wir brauchen nicht bis auf die Kreuzzüge zurückzugehen, um zu zeigen, daß große Kriege die erdkundlichen Kenntnisse der Menschheit bedeutend erweiterten. Auch die ägyptische Expedition und der russische Feldzug des großen Korfen wirkten in diesem Sinne. Ob aber jemals in Kriegszeiten nach der Richtung hin so zielbewußt gearbeitet wurde wie das im Weltkriegs seitens der Deutschen in Kongreßpolen der Fall war? — Noch nach Jahr und Tag werden wir, wenn wieder einmal die Rede auf die Hunnenlegende kommt, den hohen Bücherstoß heranschleppen können, der von der Landeskundlichen Kommission beim Deutschen Generalgouvernement Warschau herausgegeben wurde, um die Partner zu fragen, ob sich die Kgl. Kgl. Hofbuchhandlung wohl ähnlichen Wirkens rühmen dürfte.

Den Abschluß dieser Bücherreihe bildet nun ein Architektonischer Atlas von Po-

len (Kongreßpolen), den Paul Juckoff-Skopau herausgegeben hat (Berlin, Gaea-Verlag).

Die 255 Originalaufnahmen fügen sich ganz von selber zu einer Kulturgeschichte des Landes. Da blicken wir über die Feldflur zu dem polnischen Dorf, dessen strohgedeckte Hütten uns wie Naturbildungen erscheinen, dem Nest des Vogels und dem Bau des Bibers gleich, jenseits von gut und schön, wie Werke der naiv gestaltenden Allmutter. Aber auch der Slawe ging über diese Urform der Wohnstätten weit hinaus, indem er Vorhallen vor die Türen stellte und im reichen Lomitzer Ländchen zum Pinsel griff, um die geräumigeren Häuser mit grellfarbigen Ornamenten zu schmücken. Dabei erübrigt es sich fast, nach dem Ursprung dieser Bauformen zu fragen. Ich glaube, solche Vorhallen sind in Europa (x + 1) mal erfunden worden. Das alles lag ja so nahe.

Dann schreiten wir wieder über den riesigen Markt der schlichtesten Landstadt, die wohl nach dem Schema der deutschen Kolonialstadt erbaut wurde, aber am Ende doch eine stadtähnliche Siedelung ohne Bürger blieb, da der Adel in seiner Selbstsucht das Bürgertum herzlos erdrosselte. Und nun suchen wir vergeblich in den anscheinlicheren Städten nach echt polnischen Werken. Wohl ragen die gotischen Kirchen Nordpolens statlich genug zum Himmel auf, aber wenn wir durch ihre Hallen schreiten, glauben wir neben uns den schweren Tritt des Ordensritters zu hören, der diese Kunst ins Land brachte. Und wenn wir auf dem Alten Markt Warschau vor den mächtigen und doch so fein gegliederten Seitenflächen dieses charaktervollen Plazes begreifen, was ein starkes Bürgertum auch aus diesem Lande hätte machen können, müssen wir uns doch darüber klar werden, daß hier der Geist der Hansen zu uns spricht. Manches Renaissancehaus Südpolens erinnert uns dagegen wieder an jene italienischen Baumeister, die über Prag und Krakau ins Land kamen, deren Geist noch heute in den engen Gassen der böhmischen Königsstadt uns umweht. Selbst die Bilder aus Lublin, Polens polnischster Stadt, möchte ein Vielgereister wohl nicht von vornherein nach Polen verweisen, erinnert uns doch z. B. das Alte Tor dieser Stadt ganz überraschend an jenes Gäßchen, durch das die Bürger des pommerischen Stargard zu ihrem Schützenhause wandern. Mit den mächtigen Klosterbauten Polens steht es nicht anders, und das ist begreiflich, da die Ordensleute sich ihre Werkmeister aus Mitteleuropa bestellen mochten. Blicken wir z. B. auf die Kirche des Norbertiner-Nonnenklosters in Czerwin, so suchen wir unwillkürlich nach den Weinbergen und dem silbernen Strombände des Maintals. Selbst die Winterresidenzen, mit denen der polnische Hochadel die Warschauer Vorstadt schmückte, zeigen keine nationale Eigenart, sondern nur das eine, daß der Adel für sich leben wollte und sich alle Volksgenossen nicht zehnte, sondern mindestens fünfzig Schritt vom Leibe hielt. Der polnischen Volksseele, wie sie sich

in Wald und Trift nach menschlicher Entfaltung sehnte, stand hier nicht einmal im Seitenflügel ein schlichter Eingang für Lieferanten, Hausierer und Bettler offen. Möchte die sächsische Zeit Warschau auch seine herrlichsten Profanbauten schenken, polnischer wurde die Stadt dadurch sicher nicht, denn alles düft hier nach dem Parfum der Gräfin Königsmarck. In solchen Baulichkeiten weilt der polnische Bauer und Kleinbürger nicht in seinem Vaterlande, sondern in weiten, unverständenen Fernen, nicht viel weniger, als wenn er in die russische Kathedrale eintrat, welche der Moskow wie einen schlechten Witz mitten auf dem Sachsenplatz zum besten gegeben hat.

Ob die „glatten Herren, glatten Damen, weichen, höflichen Manfchetten“, die es in den Palästen der Sachsenzeit zu sehen gab, wohl jemals eines der schmutzigen Judenviertel betreten hatten, die sich in den polnischen Kleinstädten verzweifelt dagegen wehren, gänzlich in Trümmer zu fallen? Ob sie etwas davon wußten, daß selbst an diesen Scherbenstätten die Menschenseele das Wesen jener ewigen Schönheit ahnte, die einen Erwin von Steinbach begeistert hatte? Und doch empfinden wir das vor so mancher der ärmlichen Holzhnagogen, wie etwa dem Tempel des westentlegenen Konstke. Seltsame Gefühle überkommen uns, wenn wir vor dessen Bild an die Himmelsweiser der gotischen Kirchtürme denken. Hier in dem östlichen Ghetto verlor die Seele die Kraft zum Flug, das Herz fast den Mut zum Glauben. Aber die Schönheit hielt auch diese Menschen in ihrem Bann; auch sie „saßen an den Wässern zu Babel und weinten, wenn sie an Zion gedachten“.

So kommen dem beschaulichen Betrachter vor diesen Bildern Gedanken über Gedanken, und ich glaube, die ostmärkischen Landleute werden mir beipflichten, wenn ich diese lehrreiche Bilder Sammlung in jeder Bücherei unserer Heimat wissen möchte.

Aus ihr redet die Seele eines noch unentwickelten Volkes, das seinen deutschen Nachbar anfleht: „Komm herüber und hilf mir!“ Wann werden Polens Machthaber diesen Tatbestand würdigen lernen?

Gerhart Hauptmann

Zu seinem 60. Geburtstag am 15. November 1922

Von Hans Gäßgen

Manche schätzen in Gerhart Hauptmann den größten lebenden Dichter, den Deutschland aufzuweisen hat; andere urteilen zurückhaltender über den nun Sechzigjährigen. Daß Gerhart Hauptmann als prominenteste Erscheinung des sogenannten Naturalismus angesehen werden darf, daß er in einigen seiner Werke eine bedeutungsvolle Höhe dramatischer Gestaltungskraft erklommen hat, wird kaum bestritten werden. Was aber viele, wenn sie das Schaffen des Dichters überschauen, eigentümlich berührt, ist

der bunte Wechsel zwischen kraß realistischen Arbeiten und solchen ganz märchenhaften Charakteren. Ohne daß stets eine zwingende innere Entwicklungslinie festzustellen wäre, variiert das Schaffen Hauptmanns zwischen Werken, die ausgesprochen naturalistisches Gepräge tragen und solchen, die wir als Märchenbüchungen bezeichnen. Selbst bis in die einzelnen Schöpfungen reicht dieser Zwiespalt hinein; erinnert sei an die „Versunkene Glocke“.

Mit einem Tegners „Fritjof“ entnommenen Stoffe, den er zu dem Drama „Ingeborg“ verwandte, begann Gerhart Hauptmanns Laufbahn als Bühnendichter. Ein Epos, das Hermann verberlichte, schloß sich an; der Stil Jordans hat hier als Vorbild gewirkt. Diese Dichtung blieb unvollendet. Auch ein Bühnenwerk „Germanen und Römer“ soll jener Schaffensperiode des Dichters seine Entstehung verdanken. Bürger übte in jener Frühzeit Hauptmanns starken Einfluß auf ihn aus; Balladen in seinem Stil stammen aus jenen Jahren. Als erstes in Buchform erschienenes Werk kam 1885 das Epos „Promethienlos“ heraus, das bald wieder eingestampft wurde. Lyrik und Balladen enthielt „Das bunte Buch“, das wenige Jahre später an die Öffentlichkeit kam; die Dichtungen des Bandes waren zum größten Teil in der „Akademischen Zeitschrift“ zuerst gedruckt worden. Von den größeren Prosaarbeiten jener Zeit sei „Bahnwärter Thiel“ genannt, eine Arbeit, die gegenüber den dramatischen Werken des Dichters stark in den Hintergrund trat. Am 20. Oktober 1889 kam in Berlin das soziale Drama „Vor Sonnenaufgang“ zur ersten Ausführung, in dem der Einfluß Tolstois fühlbar ist. Dem Vorbild der Nordländer, vor allem Ibsens, eiferte Hauptmann besonders im „Friedensfest“ und in „Einsame Menschen“ nach; auch das Wirken von Arno Holz und Johannes Schlaf ist für den Dichter nicht ohne Bedeutung gewesen.

Es folgen „Die Weber“, die als Höhepunkt des Schaffens Gerhart Hauptmanns gelten. Die Wucht der Sprache, die Originalität in Anschauung und Gestaltung, die dieser Schöpfung eigen, hat der Dichter später kaum mehr erreicht; höchstens in „Rose Bernd“ und „Fuhrmann Henschel“ finden sich Szenen von solch erschütternder Wirkung. „College Crampton“ und „Der Biberpelz“ zählen zu den Bühnenwirksamsten Arbeiten Hauptmanns; die Mehrzahl der deutschen Theater pflegt diese Werke ständig zur Darstellung zu bringen.

Auch im Ausland erregten „Die Weber“, die man mit Recht als typisches Drama des deutschen Naturalismus anspricht, großes Aufsehen. Die Einheitslichkeit fehlt seit diesem Werk im Schaffen Gerhart Hauptmanns. Der Sehnsucht nach dem historischen Drama großen Stiles suchte er in „Florian Geyer“ Gestalt zu verleihen; „Hanneles Himmelfahrt“ und „Die versunkene Glocke“ verdanken dem in jener Zeit herrschenden Symbolismus ihre Entstehung.

Es schließen sich an: „Michael Kramer“, „Schluck und Jau“, „Der rote Hahn“, „Der

arme Heinrich", „Elga" und das Märchenspiel „Und Pippa tanzt". Von den neueren Arbeiten des Dichters seien erwähnt: „Die Jungfern von Bischofsberg", „Kaiser Karls Geisel", „Griseleda", „Die Ratten" und „Gabriel Schillings Schlacht". Alle diese Dramen konnten, obwohl sie zum Teil mit bedeutendem Erfolg aufgeführt wurden und noch heute oft gegeben werden, nicht in gleichem Maße überzeugen, wie die ausgesprochen naturalistischen Schöpfungen Hauptmanns.

Während in früheren Jahren der Dichter fast ausschließlich als Dramatiker gewertet wurde, hat sich in den letzten Jahren auch eine starke Wertschätzung seiner Prosaarbeiten gezeigt. Besonders „Der Narr in Christo Emanuel Quint" und der Roman „Atlantis" haben zahlreiche Leser gefunden. Hauptmanns neueste Erzählung „Der Keger von Soana" weist eine Fülle farbenprächtiger Bilder auf; auch stilistisch ist dieses Prosawerk so fein durchgebildet, daß man, auch wenn man zugibt, daß sein Inhalt manche Kreise zum Widerspruch reizen kann, diese Erzählung zu dem Reifsten und Schönsten, was der Dichter geschaffen hat, zählen muß.

In Obersalzbrunn wurde Gerhart Hauptmann geboren. Er besuchte die Dorfschule des Ortes und dann die Realschule zu Breslau, die er schon als Quartaner verließ, da er, wie viele bedeutende Männer vor ihm, kein Musterschüler war. Märchen und Gedichte schrieb er schon in frühester Jugend, auch der Musik und Zeichenkunst war er schon als Knabe zugetan. 1878 wurde er Landwirt zu Lederose bei Striegau; anschließend besuchte er die Kunstschule zu Breslau, wo er Schüler des Bildhauers Härtel war. Ein paar Jahre danach weilte Hauptmann als Student in Jena; Reisen nach Italien, wo Michelangelo besonders stark auf ihn wirkte, schlossen sich an. Berlin, Erkner und Schreiberhau waren seine Wohnsitze. Heute lebt er in Agnetendorf.

Von unseren Mitarbeitern

Von Carl Lange

Professor Fritz Braun, einer unserer besten Kenner der Ostmark und Polens, hat uns eine Reihe wertvoller Aufsätze für dieses Heft gegeben. Ueber sein Schaffen und Wirken berichtete der kürzlich verstorbene Bruno Pompek in Heft 5 des zweiten Jahrgangs. Wir weisen auch an dieser Stelle besonders auf sein Buch über Polen hin.

Regierungs- und Baurat Julius Kohle in Charlottenburg, Dezernent für Denkmalpflege bei der Ministerialkommission in Berlin, Privatdozent für die Formenlehre der klassischen Baukunst an der Technischen Hochschule daselbst, hat sich mit besonderem Erfolge bei der Erforschung und Pflege der Kunstdenkmäler des nordöstlichen Deutschland betätigt. Während des Krieges war er vom Generalgouverneur in Warschau beauftragt, die Kunstdenkmäler des mittleren Weichsel- und Warthegebiets zu erforschen und dieses uns naheliegende, bis dahin wenig bekannte, aber für die Geschichte des Deutschthums wichtige Gebiet

wissenschaftlich zu erschließen. Da Baurat Kohle nach Beendigung des Krieges wieder von Arbeiten für die heimischen Denkmäler beansprucht wurde, so ist die geplante Veröffentlichung noch nicht herausgegeben worden, doch ist sie so weit vorbereitet, daß eine Anzahl Zeichnungen für die Ausstattung dieses Heftes leihweise zur Verfügung gestellt werden konnten. Es sind Ansichten von Städten und Landschaften, die an die geschichtliche Bedeutung des Landes erinnern wollen, die Vorlagen wurden von Eugen Wejsche, Berlin-Friedenau, damals in Warschau, aufgenommen. Ergänzt werden diese Bilder durch eine Gesamtansicht von Warschau, aufgenommen von B. Mieszkowski daselbst, sowie zwei Aufnahmen aus den Beständen der ehemaligen Deutschen Strombauverwaltung in Warschau. Aus der Feder Kothes brachten wir in Heft 1 des dritten Jahrgangs einen Bericht über die historische Gesellschaft für Posen und die Vereinigung ihrer reichsdeutschen Mitglieder.

Adolf Eichler ist als Hauptgeschäftsführer des Ostdeutschen Heimatdienstes, Allenstein, Ostpr., Bahnhofstr. 44, tätig. Sein aufopferndes Wirken in Polen und Rußland und für das Grenzlanddeutschtum im Osten zeigt sich in seinen Büchern über die genannten Gebiete, die in diesem Sonderheft ausführlich von den verschiedensten Seiten behandelt und beleuchtet werden. Wir sagen ihm an dieser Stelle besonderen Dank für seine lebhafteste Teilnahme an der Zusammenstellung dieses Heftes. Zusammenfassend nennen wir seine bisher erschienenen Bücher noch einmal: „Die deutsche Ansiedlung Königsbach", „Pastor Eugen Engel", „Zwischen den Fronten", „Die Deutschen in Kongreßpolen", „Polnische Toleranz", „Die neueste Offensive der Polen in Ostpreußen", „Die polnischen Ansprüche auf Masuren und Ermland", „Das Deutschthum in Kongreßpolen", ferner ist Adolf Eichler Herausgeber der „Monatsblätter für die Deutschen in Rußland", der Zeitschriften „Geistiges Leben" und „Deutsche Post".

Unsere Mitarbeiter Albert Brener-Szgercz und Julian Will haben sich um die deutschen Kulturbewegungen in Polen verdient gemacht.

Adolf Kargel ist Hauptschriftleiter der „Lodzer Freien Presse", die durch seine Vermittlung den lebhaftesten Anteil an unseren „Ostdeutschen Monatsheften" und besonders dieser Sonderausgabe genommen hat. Wir mußten seinen Aufsatz über „Sitte und Brauch bei den Deutschen in Kongreßpolen" mit seinem Einverständnis leider kürzen, da sonst der Raum nicht ausgereicht hätte. Auf besonderen Wunsch der Deutschen in Polen haben wir jetzt vor Weihnachten in dieses Heft eine besonders große Anzahl von Buchbesprechungen hineingegeben.

Edmund Rudolf Prashinger, der viel in führenden Zeitschriften vertreten ist, hat schon häufiger aus Wien an unseren „Ostdeutschen Monatsheften" mitgearbeitet. Seine Aufsätze über Westungarn und Kärnten sind unseren Lesern noch in Erinnerung. Er hat sich vor allen Dingen für die schwer um ihr Deutschthum ringenden größeren und kleineren sprachlichen Minderheiten im Gebiet der früheren Donaumonarchie eingesetzt.

Buchbesprechungen

„Aus der Gefinnung des Menschen heraus werden seine Werke geboren; und nur wer selbst Charakter hat, kann Charaktervoll schreiben.“ (Aus „Rembrandt als Arzt“)

Auf besonderen Wunsch von Deutschen in Polen haben wir in dies Sonderheft viele Buchbesprechungen aufgenommen. Das Buch bleibt für das Weihnachtsfest trotz der Preiserhöhungen noch das billigste Geschenk. Wir machen hier an dieser Stelle auf den Sammelfonds zugunsten der deutschen Bezahler der Ostdeutschen Monatshefte in Polen aufmerksam.

„Deutsche in Polen bitten um Hilfe für die Bestellung der Ostdeutschen Monatshefte, die ihnen durch die verschiedene Valuta usw. zu teuer sind. Es wird für diesen Zweck ein Fonds „Ostdeutsche Monatshefte, Beihilfe für Deutsche in Polen“ begründet. Einzahlungen dafür unter Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen, Sparkonto 6894 der Sparkasse des Kreises Danziger Höhe, Zweigstelle Oliva bei Danzig.“ Schriftl.

„Ostpreußen“, seine Entwicklung — seine Zukunft, herausgegeben von Erich Köhler und Max Worgitzki im Lima-Verlag G. m. b. H., Charlottenburg 2. Preis brosch. Mk. 150.—, geb. Mk. 240.—. — „Ostpreußen“, die natürlichen Grundlagen seiner Wirtschaft, eine Quelle deutscher Kraft, von Dr. F. Mager, a.o. Professor der Geographie an der Albertusuniversität zu Königsberg i. Pr. Verlag von E. Friedrichs & Co., Hamburg. Preis brosch. Mk. 210.—.

Die Teilnahme am Schicksal des abgetrennten Ostpreußen ist im letzten Jahre stark gewachsen. In der von Erich Köhler herausgegebenen Bücherreihe „Deutsche Stadt — deutsches Land“ erschien als erster Band „Ostpreußen“. Kulturelle und wirtschaftliche Fragen werden von sachverständigen und führenden Persönlichkeiten erörtert. Das Oberpräsidium hat das Werk eifrig gefördert. Oberpräsident Siehr schrieb das Geleitwort, das mit der Mahnung schließt, Ostpreußen im Reich nicht zu vergessen. Sein Vorgänger August Winnig beleuchtet die Bedeutung von Handel, Industrie und Landwirtschaft, deren Stärke und Entwicklung Ostpreußens deutsche Sendung erfüllen müssen. Klar zusammenfassend gibt Ludwig Goldstein ein Bild des ostpreußischen Kulturlebens, Max Worgitzki gestaltet aus reicher Kenntnis und mit tiefer Heimatliebe Natur und Volk der Masuren. Die großen Städte mit ihrem wirtschaftlichen und kulturellen Leben werden von den führenden Oberhäuptern der Städte geschildert. Wiederaufbau (sehr fein die Gegenüberstellung von Ruinen und Wiederaufbau), Landwirtschaft, Pferdezucht, Sürsorgeanstalten, Siedlungswesen, Wasserstraßen, Holzindustrie, Ostmesse usw. — ein reicher Einblick in die Lebensadern der Provinz. Das Buch ist reich bebildert und schenkt uns ein eindrucksvolles Gesamtbild. Der Anzeigenteil, der weit über die Hälfte des Buches einnimmt, ist ein Führer durch die wirtschaftlichen Unternehmungen Ostpreußens.

Die Wanderausstellung Ostpreußen hat ihren erfolgreichen Weg ins Reich genommen. Professor Dr. F. Mager-Königsberg hat in seinem Buch über die Grundlagen der Wirtschaft Ostpreußens ein umfassendes wissenschaftliches Bild gegeben. Aus den Betrachtungen über die Lage, Bodengestaltung und -schätze, Klima, Vegetation u. a. m. geht hervor, wo die klare, zielbewußte Arbeit Ostpreußens ansetzen muß. Müller-Ahrend

„Geschichte der polnischen Literatur“ (Band I der Literaturen des Ostens) von Dr. A. Brückner, o. Professor in Berlin, auf holzfreies Papier gedruckt, in Leinen gebunden, Preis Mk. 80.—. Verlag C. F. Amelang, Leipzig.

Das von dem Slavisten Brückner herausgegebene Werk, das auf gegenseitigen Einfluß der Literatur auf das Schrifttum unserer Zeit hinweist, ist in neuer, gänzlich umgearbeiteter Auflage erschienen. Der an der Berliner Universität wirkende Professor gibt Aufschluß ausschließlich über die schöne Literatur Polens und trägt dadurch wesentlich für die Vertiefung der Kenntnis polnischen Wesens bei, wenn wir auch seinem Standpunkt häufig nicht folgen können. Das literarische Leben Polens ist außerordentlich reich und vielgestaltig. Der umfangreichste Abschnitt des Buches behandelt das sogenannte „junge Polen“, von dessen Hauptführern, die jetzt größtenteils verstorben sind, uns einige aus früherer Zeit bekannt sind. Sie sind aber die literarisch führenden der letzten Jahrzehnte. Die in das schöpferische Leben mit Sachkenntnis und einfühlendem kritischem Verständnis gegebene Geschichte der polnischen Literatur ist bei der wachsenden Teilnahme an der polnischen Nation auch uns Deutschen zur Beurteilung kultureller Entwicklung von besonderem Wert. Müller-Ahrend

Hans Timotheus Kroeber: „Silhouetten aus Lichtenbergs Nachlaß von Daniel Chodomiewski“. Verlag von Heinrich Staadt, Wiesbaden 1920 (Druck von F. Bruckmann A.G. in München, 300 Exemplare sind auf besonderes Papier abgezogen u. handschriftlich numeriert) Quer-8°, 126 S.

Eine lebenswürdige Veröffentlichung. 39 fast durchweg trefflich charakterisierte Silhouetten vom Ende des 18. Jahrhunderts, im Geiste der von Lichtenberg (1778) gegen Lavaters Phlogognomik empfohlenen „Pathognomik“, daß sie, die sich, von Lichtenbergs Hand mit schlagenden Titeln bezeichnet, aus seinem Nachlaß in Wiesbadener Privatbesitz befinden, wirklich von Chodomiewski herrühren, wie Kroeber meint, aber nicht zu begründen vermag, steht dormalen dahin. Noch weniger wahrscheinlich wäre Lichtenbergs, der selbst zeichnerisch nicht unbegabt gewesen ist, persönliche Verfasserschaft. Daß er, zeitweiliger Herausgeber von Dieterichs Taschenkalender, und Chodomiewski in Verbindung gestanden haben, ist bekannt, auch daß der orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romanendichter und Schauspieler, den er 1780 plante, mit des Meisters Mitarbeit rechnete. Aber bloß Vermutungen

führen weiter. Jedenfalls haben wir Grund, uns der Mitteilung der feinen geistreichen Typen zu freuen, auch des Wiederabdrucks von Eichtenbergs berühmtem und ergöglichem „Fragment von Schwänzen“, weniger der Einklitterung des Herausgebers, die außer einigen anregenden Daten bloß Raum füllendes, flüchtiges Feuilleton bietet.

Daß die mittelalterliche Kunstauffassung, das „Transzendente“ bevorzugt habe, bleibt des Verfassers Ansicht; er dürfte statt des Kantischen erkenntnistheoretischen Ausdrucks das Transzendente oder Metaphysische meinen. Auch scheint er faulste Ueberzeugung, daß die Spur von feinen, des greisen Faust, Erdentagen „nicht in Aeonen untergehen“ werde, als einen allgemein menschlichen Anspruch mißverstanden zu haben.

Die Ausstattung des schön gedruckten Büchleins, das mit Portrait-Silhouetten Eichtenbergs und Thodowieckis, diese hier zum erstenmal veröffentlicht, geschmückt und fest in dicken, grünen Karton gefaßt ist, kann als musterhaft gerühmt werden. Richard von Schaukal

A. H. Kober: „Unter der Gewalt des Hungers“. Vom neuen Werden in Rußland. (Reihe „Erdkraft“, 1. Band.) Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Dieses Buch muß jeder lesen, der in die Zukunft Europas hineindenkt. Denn darin wird Rußland wie kaum ein zweites Reich die größte Rolle spielen. Kober ist nach Alfons Paquet (der auch im selben Verlag ein gutes Reisebuch über Rußland veröffentlichte) der einzige, der eines erfährt hat neben allen politischen und wirtschaftlichen Beobachtungen: die Seele des Steppenlandes. Vor allem befreit er von der Ansicht Westeuropas: in Rußland sei jetzt jeder Mensch und jedes Ding kaserniert und organisiert. Wie bunt das russische Leben sich noch immer abspielt, schildert Kober ganz überzeugend. Und diese Buntheit beweist ja die unererschütterliche Lebenskraft Rußlands. Zwar augenblicklich ist Rußland durch den Hunger ganz erschöpft: dreißig Millionen hungerten regelrecht, verhungerten . . . die anderen vegetieren mühsam. Aber die Arbeiter arbeiten und die Soldaten kämpfen. „Das russische Volk hungert. Einst wird das Volk Soldat sein. Weh uns und unseren Kindern, wenn das russische Heer hungert!“ Ist das zu schwarz gesehen? Die Warnung erscheint glaubhaft, wenn man Kober's Buch liest. Alfred Hein

Friedrich Märker: „Zur Literatur der Gegenwart“. Führer zu den Hauptproblemen und den Hauptpersönlichkeiten der gegenwärtigen Literatur. Umschlag und Einbandzeichnung von Erich Schilling. Verlag von Albert Langen in München.

Diese außerordentlich lichtvoll geschriebene, tiefschürfende Studie erwirbt sich das Verdienst, in zusammenfassender Darstellung weiteren Kreisen einmal die Hauptströme der gegenwärtigen Literatur aufzuzeigen, Erlebnis- und Gestaltungsvermögen hervorragender, für die verschiedenen Richtungen bezeichnender Schriftsteller unserer Zeit abzuwägen und ihre Werke

auf ihren dichterischen Gehalt zu prüfen. Die Definition Märkers, die er für Realisten — das Wort Impressionisten vermeidet er und gibt dadurch dem Expressionismus unbeschränktere gegenläufige Geltung — und Expressionisten aufstellt, lassen ihn in treffenden Abwandlungen die grundlegenden Unterschiede finden, auf die sich trotz aller Verbindungs- und Abstufungsmöglichkeiten beide Richtungen gründen: Körpererlebnis und Bedeutungserlebnis. In der wechselseitig sich befruchtenden und zur höchsten Gestaltung sich verwebenden Kraft erst kann der Gipfel höchster Kunst erreicht werden: im Pansymbolismus. „Er gestaltet das tiefe Bedeutungserlebnis an einem sinnlich blühenden Körper.“ Märker belegt seine klugen Ausführungen mit überzeugendem Tatsachematerial. Wie es beispielsweise Heinrich Mann, Ebschmid und Sternheim mit Bezug auf das Körpererlebnis als Nachschaffende aber niemals Gestaltende charakterisiert, damit kann man ebenso einverstanden sein wie mit den folgenden Worten: „Der Dichter verweilt in seinem Erlebnis und gestaltet das Erlebnis selbst. Der Prediger und Politiker ziehen Folgerungen aus einem Erlebnis und sprechen diese Folgerungen in mehr oder weniger künstlicher Formung aus. Das Erlebnis selbst aber vermögen sie nicht zu gestalten.“

Es ist notwendig, entschieden auf diesen Unterschied zwischen Dichtung und Predigt oder Rede hinzuweisen, denn heute glauben viele, sie seien Dichter, weil sie für ein Ziel begeistert sind, — sie schäfen Dichtung, weil ihre rhetorischen Versuche einigen Rhythmus haben.

Vieles wird heute unter dem Deckmantel des expressionistischen Stils als Dichtung ausgegeben, was in Wahrheit: politische Rede, Aufreiß ist (z. B. Johannes R. Bechers Epyk) oder Predigt (z. B. Werfels Gedicht „Amore“).

Thomas Mann, Gerhart und Carl Hauptmann, Wedekind, Eulenberg, Hamun, Strindberg, Georg Kaiser („den Dialektiker der dramatischen Form, der ein intellektueller Artist, aber kein Dichter ist“), Rilke, Jost, Unruh, Ullig, sie alle werden mit geistvoller Logik aus dem freimütig-kritischen Gesichtswinkel des Literaturforschers besprochen und beurteilt, dem es um gerechte Erkenntnis zu tun ist. Ueber den einen oder anderen bahnbrechenden, Weg und Ziel deutenden Gestalter, wie etwa Richard Dehmel, könnte vielleicht bei einer neuen Auflage noch ein Wort eingeschaltet werden.

Das sehr anregende und dienstvolle Buch sei aufrichtig empfohlen. Ewald Silvester

„Auslandsrätzel“. Amerikanische und spanische Reisebriefe von Friedrich Dessauer. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München-Kempten.

Dieses Buch verdient weiteste Verbreitung, weil es ohne jede Beschönigung nach klarer Erkenntnis ringt, unserem irreführten Volk zu einem gerechten Urteil zu verhelfen. Die seelische Einstellung des Amerikaners, die verständnisvolle, freundschaftliche Gesinnung des Spaniers, — die Wege, die uns ihr Denken

und Handeln weisen, — sind wahrheitsgetreu geschildert. Deffauer will durch Aufdeckung unserer Fehler helfen; seine Briefe, Karl Muth gewidmet, sind aus Sorge für das Schicksal des Volkes und aus Liebe zur Heimat geschrieben.

Georg Herrmann

Hans Franck: „Das dritte Reich“. Verlag Walter Seifert, Stuttgart.

Auf hoher, künstlerischer Warte steht „Das dritte Reich“. Die dramatische Kraft des Dichters kommt zum Ausdruck. Giovanni Plescenis Tod bringt Aufklärung über sein Leben in Italien. Lucretia Barbara wurde sein Schicksal. Ergreifend ist Leid und Größe künstlerischen Schaffens gefaßt. Die Qual erfüllt Sehnsucht ist die Tragik von Aufstieg und Vollendung, hinübergreifend ins dritte Reich. Carl Lange

Armin T. Wegener: „Das Geständnis“. Im Siblinterverlag, Dresden 1922.

Vor etwa zwei Jahren las ich ein Buch, darin ein Mädchen von etwa 12 bis 15 Jahren seine Erlebnisse aufgezeichnet hatte. Der Wiener psychoanalytische Verlag hatte dieses Tagebuch, das um seines fabelhaft echten Tones besonders fesselte, herausgegeben, und die Mädchenpädagogen hätten sich, wenn ihre Mehrzahl nicht so ergötzlich faul wäre, mit dankbarer Freude über dieses seltene Buch, das eine wahre Fundgrube darstellt, hermachen müssen. Statt dessen gehe ich jede Wette ein, daß kaum jeder hundertste Mädchenerzieher dieses Buch kennt und daß die Lehrerbibliotheken der Lyzeen, die von allerhand hochgelehrtem Zeug starren (das keiner liest), es kaum besitzen.

Nun hat der Dichter Armin T. Wegener, der zu den stärksten Erscheinungen unter den neuen deutschen Erzählern zählt — zwei Bücher aus dem Morgenland in Kriegsnot sind hochtragende Felsen im Steinmeer der Kriegs- und Antikriegsliteratur —, in seinem Roman „Das Geständnis“ die Not der werdenden Mädchen-seele gestaltet, die, von den Teufeln erwachter Geschlechtlichkeit geheßt, aus den Wirrungen und Irrungen nicht mehr herausfindet, die ein bitteres Martyrium durchleiden muß, um schließlich getreten, entweiht und halbgebrochen jenes letzten Wissens um die Dinge zwischen Mann und Weib teilhaftig zu werden. Durch die ganze, große Lügenwüste des Lebens muß die kleine Ruth Simon, durch Krankheit und Gemeinheit schleppt sich ihr fast noch kindlicher Leib zu den Bergen der Erkenntnis. Das Blut ihres jüdischen Vaters klopft frühzeitig in dem kleinen Körper. Unbewacht, unter gleichgültigen oder mit tägliger Mißere schwer ringenden Menschen aufwachsend, gibt ihr die Großstadtgasse, was den behüteten Kindern das geordnete Familienleben vermittelt. Die kindliche Seele bettelt um Liebe, die das ehelich zerrüttete Heim nicht kennt. Eine Lehrerin ist das übliche Niveau: Ungerechtigkeit, Schematismus, Gemütsroheit. Da faßt Ruth, vierzehnjährig, eine glühende Liebe zu ihrem Konfirmationspastor. Und an diesem Manne zeigt Wegener, wie es der Erwachsene mit einem Kinde, dem er Freund, Geliebter, Vater, Arzt,

Retter sein kann, nicht machen soll. Wenn Ruth Simon zu Grunde geht, nachdem sie den Pastor mit allen erdenklichen Mäßen und Ekstasen der Erotik verfolgt und kompromittiert, nachdem sie Dirne geworden, Mutter wider Willen und beinahe Selbstmörderin, so trägt dieser Priester zumindest die Hälfte der Schuld. Und das scheint mir an diesem Buche als das Wichtigste, daß es mehr noch als dem Serologen und Psychiater, dem Erzieher außerordentlich wichtige Aufschlüsse gibt, insonderheit über das Monomane der weiblichen Psyche. Dies ist keine der üblichen Dirnengeschichten, wiewohl der Schluß darauf hinausläuft, sondern ein hochwertiges Zeitdokument, das ein reifer Dichter faßt, dem die Kunst der sprachlichen Gestaltung in gleicher Weise gehört wie sein scharfer, ins Seelenland vordringender Verstand.

Willibald Mankowski, Danzig

Horst Nottebohm: „Phantasien zur Nacht“. Hans Lohmann Verlag, Leipzig.

Zwei „Phantasien“ („Der Sonnenläufer“ und „Spuk“) enthält das schmale Heft. — Der Sonnenläufer ist, nach der Erzählung eines alten Brahmanen, eine Schlange, die jeden, der im Leben eine Schuld auf sich geladen, verfolgt und solange quält, bis sie ihn zu Tode gefoltet hat. In der ersten, „Sonnenläufer“ genannten Phantasie wird das Opfer der rächenden Schlange ein Bolschewistenführer, der vor der siegenden weißen Armee, Strafe für seine Bluttaten fürchtend, bis nach Indien geflohen ist. Die Häsher der weißen Armee finden ihn nicht, wohl aber die alle Schuld rächende Schlange, der Sonnenläufer. Wie angesichts dieser Schlange in dem Verfolgten das böse Gewissen erwacht, wie er die Gepenster der von ihm Getöteten zu sehen meint, seine auf sein Geheiß erhängte Mutter, seine ins Wasser getriebene Geliebte und die Geister der Ungezählten, deren Blut auf seinen Befehl geflossen ist, und wie die Schlange den vor Grauen Erstarrten nach langer Qual erwürgt, das ist meisterlich, in kurzen, zerhackten Sätzen, mit stürmendem Rhythmus gestaltet.

Die zweite Phantasie, „Spuk“, grotesk und gruselig wie ein echter Gustav Meyrink, bußt einen Teil ihrer Wirkung ein, weil zuguterleht die nicht gerade unangenehme Gruseligkeit des Lesers mit einem Schlage dadurch „beseitigt“ wird, daß die ganze grausige Geschichte sich nur als ein Traum des Helden herausstellt. So entgeht dieser dem drohenden Tode, den er soeben durch die furchtbare Hand eines ihn verfolgenden Ungetüms erleben soll, was den atemlosen Leser „aus den schönsten Illusionen reißt“. Im übrigen zeugt auch diese Arbeit von fast zupackender Gestaltungskraft.

Stiz Rudnig
Paul Mühsam: „Mehr Mensch!“ Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Einer, dessen Herz voll war, übergelb von dem Leid unserer Zeit. Einer, der die ganze innere Zerrissenheit und Hattlosigkeit des inneren Menschen in sich erlitten hat, seine Untiefe,

seine Wurzellosigkeit, seinen Unglauben, seine grenzenlose Gier nach Geld und Gut und leiblichen Süften, seinen ekelhaften Neid jedem Nächsten gegenüber, seinen grimmigen Bruderhaß und, hinter alledem, seine fürchterliche Liebeleerheit und Hoffnungslosigkeit, hat dieses Buch geschrieben. Nur Einer, gegen den die Schmutzflut der Gegenwart mit ihrer ganzen bösen Gewalt angerannt, den sie bis in die Tiefen erschüttert hat, konnte dieses Buch schreiben. Nur Einer, dem der Ekel vor der schwarzen Sünd-Flut bis zum Halse gestiegen, konnte, aus Not und Verzweiflung heraus, so beschwörend und hinreißend in die dunkle Gegenwart hineinrufen: Ihr wunden, irren, taumelnden Tiere, werdet wieder — Menschen! Mehr Tiefe! Mehr Ewigkeit! Mehr Pflicht! Mehr Wahrheit! Mehr Friede! Mehr Freude! Mehr Glaube! Mehr Liebe und mehr Hoffnung!

Wer Ohren hat, zu hören, der höre! —

Ich fürchte nur, daß auch diese glühende, weit-
hin hallende Predigt des Propheten Paul Mühsam verwehen wird, wie die meisten Predigten verwehen. Wie die leise Predigt windbewegter Dünengräser verweht, wie die Predigt raufiger Tannenwipfel verweht und die erschütternde Predigt der sturmzerrißenen Meeresflut. Denn die meisten Menschen sind taub geworden im überlauten Lärm des Alltags, im Geschrei des Marktes, im Stampfen und Kreischen rasender Maschinen. Um so lauter aber geht an die wenigen, die noch zu hören vermögen, der Ruf: Gehet hin in alle Gassen, in alle Häuser, in alle Fabriken, in alle nachtschwarzen Schächte der Erde und predigt das Wort: Mehr Mensch! Denn — Mehr Mensch ist: Mehr Gott! Und dieses Ziel muß alles Lebens Endziel sein. Weil es alles Lebens leuchtender Anfang war.

Friz Kudnig

Robert Heinz Hengrodt: „Die Lyrik Rainer Maria Rilkes“. Der Versuch einer Entwicklungsgeschichte. J. Bielefelds Verlag, Freiburg i. Br.

Der Untertitel läßt leicht eine jener trockenen Philologenabhandlungen erwarten, durch die das Interesse am zeitgenössischen Dichter eher gelähmt als geweckt wird. Aber schon nach dem ersten, eine Fülle neuer, bisher völlig unbekannter Tatsachen bringenden Kapitel fühlt man mit hoher Freude, daß hier ein Dichter am Werke war, ein Mensch, der die Seele der Rilkeschen Dichtung bis in ihren letzten Schlag erspürt hat und mit äußerster Bedacht und geschickter Hand das überarte, leicht verletzliche Gedicht Rilkes betastet und vor uns ausbreitet in seinem ganzen Glanz, Duft und subtilen Bau. Dann liest man, stark interessiert, weiter und entdeckt auch, daß Hengrodt ein kluger, kenntnisreicher Kopf ist, der reichstes Material sorgsam gesichtet, gruppiert und zu einem formell geschlossenen Ganzen geschichtet hat. Wir erfahren von Rilkes geistigem Verhältnis von H. P. Jakobson, dessen Bedeutung und Wirkung auf die deutsche Stilkunst gerade im Zeitpunkte ihrer Loslösung vom Naturalismus noch besonders beleuchtet wird. Aehn-

liche, ebenso zweckentsprechende wie interessante Abschweifungen bringen ein in seiner Kürze meisterhaftes Profil Dostojewskis, sowie markante Streiflichter auf George und Hofmannsthal und eine gelungene Attacke gegen Dr. Heinrich Scholz, der Rilke gern rubrizieren möchte.

Dann wieder freut man sich an der geschmackvollen, unaufdringlichen Art, wie Hengrodt die Werte eines Rilkeschen Gedichtes bloßlegt, und empfindet die große, ehrfürchtige Liebe, die beide verbindet. Andererseits aber entgeht der Verfasser auch der Gefahr, ein Zuviel an ästhetischer Sergliederung zu geben und dadurch zur Auflösung des Gegenstandes zu führen. Stets ist die gegebene Richtlinie: eine Entwicklungsgeschichte der Rilkeschen Kunstform aus ihren eigenen Gesetzen abzuleiten und darzustellen, konsequent eingehalten. Hengrodt ist mit seinem lebendig und instruktiv geschriebenen Buche ein hochwertiger Interpret und einem Führer vergleichbar, der seine Hörer nicht nur vor einen herrlichen Bau führt, sondern mit ihnen auch an seinen Stützen und Traufen entlangklimmt, um die Kostbarkeiten aus nächster Nähe und von den verschiedenen Seiten zu beschauen. Das Buch kann als Musterbeispiel gelten, wie man es anzufassen hat, wenn man den Zeitgenossen mit Erfolg zu seinen Dichtern führen will. Willibald Omarkowski

Hermann Dahl: „Verschlossene Welten.“ Sauttverlag, München.

Paul von Rechenberg-Lint: „Aus den Lebenserinnerungen eines Okkultisten.“ Johannes Baum Verlag, Pfullingen in Württemberg.

Dr. Albert Moil: „Prophezeien und Hellssehen.“ Frank'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

So lange es Wesen auf Erden gibt, die sich ihrer selbst bewußt sind, und die, von ihrem leistungswerten Büchleins sagt: „Wenn wir das Ganze übersehen, so finden wir bei allen Methoden des Hellssehens einen solchen Wust Selbstbewußtsein ausgehend, aus einer unerklärlichen dunklen Triebkraft heraus, ihrem Zusammenhang mit allem außer ihnen Seienden nachzinnen, so lange gibt es zwei Parteien, die sich in ewigem, erbittertem Kampfe gegenüberstehen: Gläubige und Ungläubige, Gott still Fühlende und Gott laut Verlachende, Menschen, die nur die mit den Sinnen wahrnehmbare Erscheinungswelt sehen und anerkennen, die sich mit dieser endlichen, grobstofflichen Sinnenwelt abfinden, nichts darüber hinausgehendes glauben wollen und sehen, — und andere, die in der Erscheinungswelt nur das grobstoffliche Kleid eines Ewiggeistigen erblicken; die um höhere Dinge zu wissen glauben, als um irdischen Leib und irdisches Leben. — Und es wäre ein lächerliches Unterfangen, wollte ein sogenannter Kritiker sich einer dieser beiden Parteien beigesellen und im Brustton seiner höchstgelegenen Ueberzeugung ins Volk rufen: Dieses ist richtig und jenes ist falsch; dies müßt ihr glauben und jenes verwerfen! Für diese Dinge gibt es keine Richtschnur und keine

Maßstäbe. Mit Maßstäben mißt man Raum und Zeit. Hier geht es um Dinge, die außer Raum und Zeit liegen, über Raum und Zeit, in der Ewigkeit. So wird man diesen Dingen auch nie näher kommen, wenn man ihnen mit dem kalten, wägenden Verstande allein zu nahen versucht. Dem Verstande entziehen sie sich. Vielleicht nicht, weil sie ihn fürchten. Nur: weil er ihnen weisensfremd, weisenszuwider ist. Daher sollte keiner, dessen kalt zugreifendem Verstande sich diese Dinge spröde verschlossen, laut aufschrien über die anderen, deren blutwarmes Gefühl sie tief in das Innere dieser Dinge hineinriß mit unwiderstehlicher Gewalt. Das darf nicht heißen, daß der Verstand an diesen Dingen vorübergehen soll! Nur mit dem kühlen Hochmut des Allesbeherrschers, des Allesbesserwissers und Allesbesserkonnens soll er ihnen nicht nahen. Sondern in Bescheidenheit und stiller Demut. Was ist der Mensch! Was ist ein Werk! Zämmertes Gebilde! . . . Was sind dagegen die Millionen und Abermillionen Sonnen zu unseren Häupten! . . . Wessen Verstand ist so größenwahnsinnig, daß er nicht nur dieser Sonnen Sein erklären zu können glaubt, sondern auch ihr geheimnis-dunkles Geworden-sein! Selbst ein Immanuel Kant sagt in seinen „Träumen eines Geistes-gelehrten“: „Wenn die Wissenschaft ihren Kreis durchlaufen hat, so gelangt sie natürlicher Weise zu dem Punkte eines bescheidenen Mißtrauens und sagt, unwillig über sich selbst, wie viel Dinge gibt es doch, die ich nicht einsehe.“ Und wenn Dr. Moll am Schlusse seines von Phantasiebildern, mangelhaften Beobachtungen und Schlussfolgerungen, daß wir ruhig erklären können, in exakter Weise ist durch schlüssige Versuche weder ein räumliches noch ein zeitliches Helfsehen bewiesen worden —, so werden ihm Hermann Dahl und von Rechenberg-Lintan auf Grund allerpersönlicher Erlebnisse das Gegenteil zu beweisen versuchen. Und sie werden ihre Behauptungen u. a. vielleicht dadurch zu erhärten versuchen, daß sie auf Arthur Schopenhauer hinweisen, der wahrhaftig nicht zu den Leichtgläubigen gehörte und doch in seinem „Versuche über Geistessehen“ sagte: „Wer heutzutage die Tatsachen des animalischen Magnetismus und seines Helfsehens bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen.“

Fritz Kudnig

Johannes Schlaf: „Radium.“ Erzählungen. Mosaik-Verlag, Berlin.

In die letzten Bücher des sechzigjährigen Weimarer Dichters mischt sich viel eigenwilliges Gelehrtentum. Er sezziert die Seelen, und nur irgendwo verborgen sieht man im Geblick des Messers das gültige Dichterauge leuchten. Das Dringen in die Tiefen des Verstandes überwuchert das Suchen nach Herzenstiefe. So halten wir zwar ein durchaus männliches Buch in den Händen, das uns mehr gibt als manches psychologische Werk, aber auch weniger als eine ganze große Dichtung, die sich mit den Problemen Schlags, die immer fast primitiv zu

nennen sind, beschäftigte. Wenn man sich dennoch an das Buch gerade so wie an die schönste Dichtung gefesselt fühlt, so ist es wohl der Zwang der eigenstarken Persönlichkeit Schlags, die hinter seinen grüblerischen Worten steht.

Alfred Hein

Arthur Silbergleit: „Das Farbenfest.“ Mosaik-Verlag, Berlin 1922.

In der Reihe der Mosaik-Bücher gibt Arthur Silbergleit eine Anzahl von Skizzen, die er bezeichnend das „Farbenfest“ nennt, heraus. Herzengüte, Naturliebe, Verständnis des künstlerischen Schaffens sprechen aus den feinselierten Mosaikstückchen, die im bunten Farben- und Formenbild ein einheitliches Gepräge tragen.

Georg Herrmann

Paul Steinmüller: „Die Lieder des Kommenden.“ Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Titel dieses Gedichtbandes verspricht so viel, daß es auch der beste Wille nicht halten könnte. Er verspricht uns, die wir in Dunkel und Wirnis wandeln, die leuchtende Fackel des kommenden Tages anzuzünden; uns den Weg zu weisen aus der Not und dem Leid der heutigen Nacht zum Licht und zur Freude des kommenden Morgens. Wohl hat Paul Steinmüller den festen, unerschütterlichen Glauben an die Zukunft, an das Glück, das irgendwo steht und nur wartet, daß wir es ergreifen sollen. Es fehlt ihm aber offenbar an der Kraft, sich (und damit uns) das Glück zu erkämpfen, zu ersiegen. Er ist groß im Erdulden, stark in der Abwehr; denn er hat den Glauben. Und doch fehlt ihm das Letzte: der frei-frisch-fromme Angriffsmut und die Kraft, mühsam erkämpften Sieg mit zähen Händen zu halten. Seine eigenen Worte sagen's am besten: „Jedem Tag, der von Unheil strotzt, hab' ich immer frohen Muts getrotzt; kam ein großes Glück, trat ich scheu zurück, denn das Glück ertragen Starke nur.“ — So liegt es über den meisten dieser Gedichte wie ein leichter, mit Wehmüt erfüllender Nebel. Selbst über den Gedichten, die von der Sonne singen wollen. Sie wollen von der Sonne singen, wollen den Sieg der Sonne beweisen, gestalten — und sagen schließlich nur, daß . . . eine Sonne ist; der Wille ist da, die Kraft fehlt.

Woran das liegt? Der Dichter ist in diesem Werke zu sehr ein heutiger, als daß er ein kommender sein könnte. Sein Schiff ankert fest, zu fest, in der notgrauen Gegenwart, und seine Segel sind nicht groß und stark genug, um es durch Sturm und Wetter hindurch der Sonne entgegen zu tragen. Das Hirn des Kapitäns ist voll heller Gedanken, klühner Ideen; aber der Kapitän ist trotzdem (oder vielleicht deshalb?) bleischüchtig; sein Herz ist arm an Blut. So kann er uns auch das Lied nicht schenken, das wie ein Funke in unser Herzblut fällt und es entzündet zur Flamme, die himmelan stürmt und jubelt, wie es Worte und Lieder tun eines großen, starken Propheten.

Fritz Kudnig

Ernst Lissauer: „Von der Sendung des Dichters“. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Lissauer wird als Lyriker von stark ausgeprägter Eigenart geschätzt. In seinem Buche „Von der Sendung des Dichters“ erweist er seine epianistische Begabung. Sein ungemein tiefdringender Geist, seine Beherrschung des Wortes lassen jeden Aufsatz zu einem Kunstwerk werden, das eine Fülle eigener Gedanken aufweist und wirklich Neues zu dem behandelten Thema zu sagen weiß. Ob Lissauer von der „Sendung des Dichters“, ob von „Luthers Arbeit an der Deutschen Bibel“ oder von „Goethes Tagebüchern“ spricht, stets entstehen kritische Schöpfungen von Eigenart und Bedeutung.

Hans Gäßgen

Herbert Gerstner: „Handschriften-Deutung“. Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Jeder hat bei Briefen die Handschrift nach dem Charakter deuten mögen. Das vorliegende Heft ist sehr verdienstlich, weil auch der Vorurteilsvolle die Uebersetzung gewinnt, daß sich gewisse Grundsätze und Richtlinien in der Handschriftendeutung festlegen lassen.

Georg Herrmann

Hugo Gnielcznyk: „Das zerbrochene Ringlein“. Eine Eichendorffnovelle. Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz.

Eine sehr zarte, mit großer Liebe geschriebene Heimatdichtung, wenn auch das eigentliche Thema, der Liebeskonflikt des großen Waldhriekers, nur schwach durchgeführt ist. Solche Heimatliteratur läßt man sich gefallen.

Kopernikus

Paul Natop: „Stunden mit Rabindranath Thakkur“. Eugen Diederichs Verlag in Jena. Preis Brosch. 5.— Mk.

Nachdem die Bewegung Tagore, den wir Rabindranath Thakkur nennen sollten, verebzt ist, kommen wir zu gerechtem Urteil. Paul Natop, der uns durch seine Schriften im Diederichs Verlag und durch seine Aufsätze in der vortrefflichen Zeitschrift „Die Tat“ vertraut ist, bringt uns im Dichter den Menschen nahe, der weit über den Durchschnitt hinaustragt und dem kleinlicher Saak und neidischer Mißverständen nichts anhaben kann. C. E.

„Das Liederbrünlein“. Preis 5.— Mk. Verlegt bei Fritz Witz in Weipfens a. S. Das kleine unscheinbare, von Friedrich von Reichenau herausgegebene Heft, mit Bildern von Ludwig Richter, ist ein glücklicher Versuch, der Sammlung alter Volkslieder neue hinzuzufügen. G. H.

Rudolf Greinz: „Der heilige Birokratus“. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1922.

Wenn uns auch Pater Hilarius und der heilige Birokratus in dieser heiteren Legende recht deutliche Wahrheiten sagen, so fehlt dem Buch doch der echte befreiende Humor, der über den Dingen steht

Der II. Jahrgang

VIVOS VOVO

Zeitschrift für neues Deutschland

Begründet von Hermann Hesse und Richard Woltereck

Die Zeitschrift des jungen geistigen Deutschland

Vivos vovo dient:

der freigerichteten Jugendbewegung
dem der Zukunft zugewandten Studententum
der für entschiedene Reformen kämpfenden
Lehrerschaft

Allen, die ein helleres und geistigeres Deutschland wollen.

Vivos Vovo dient:

keiner Partei — keiner Regierung —
keiner Konfession —
keiner Unternehmer- oder Interessengruppe.

Vivos Vovo will:

der freien deutschen Jugend und der geistigen
Zukunft Deutschlands den Weg bereiten helfen!

Verlag **VIVOS VOVO**, Leipzig,
Roßstraße 14.



Notgeldsammler

bitten wir, unsere illustr., 20 Seiten umfassende Notgeldliste gegen Voreinsendung von M. 4,50 zu verlangen. Der Betrag wird bei Bestellungen von M. 50,— zurückvergütet.

Karl Riedel & Gamper (Inh.: Karl Riedel)

10 Danzig-Langfuhr, Brunshöferweg 45a.

Postcheckkonto Danzig 6793.

Telefon 6263.

1914—1918 staatlich verausgabtes Notgeld der deutschen Kriegsgefangenen-Lager

sollte seines rasch steigenden Seltenheitswertes und großen histor. Interesses wegen in keiner Notgeldsammlung fehlen.
400 verschied. Scheine: nom. M. 1120.— kosten M. 200.—, 55 Marken: nom. M. 34.62 kosten M. 70.—, 279 Münzen: nom. M. 337.36 kosten M. 1000.—
Einschreibepaket-Porto jeweils nach Tarif (Freist. Danzig, Polen u. a.: Auslandsgebühren). Betrag mit Bestellg. auf Postcheckkonto Berlin 64712 oder p. Scheck auf Berlin erbeten. Anfragen bedingen Rückporto. Lieferungszwang ausgeschlossen. Preise freibleibend.

Generalvertriebsstelle:

Bernhard Fahrig, Berlin W. 30, Speyererstr. 18

Postcheckkonto: Berlin 64712. Kein Laden, Fernruf: Kurfürst 199 und 789.

Schleswig- und ca. 3000 Holsteins andere Scheine

finden Sie in meiner „Illustrierten Notgeld-Preisliste“, 64 Seiten, ca. 200 Abbildungen, 4.— Mk. portofrei, kleine Liste von 16 Seiten kostenlos. 46

Victor Engelmann, Kiel 32, Postcheckkonto: Hamburg 41712

Wirtschaftspolitische Rundschau der Preußischen Jahrbücher

in Verbindung mit

Friedrich Edler von Braun, Präsident des Reichswirtschaftsrates, M. d. R.; Dr. Henry Behnsen; Dr. Hermann Fischer, M. d. R.; Universitäts-Professor Dr. Haushofer, München; Dr. Paul Lejeune-Jung; Oekonomierat Keiser, Geschäftsführendes Mitglied des Reichsausschusses der deutschen Landwirtschaft; Staatssekretär a. D. Dr. Koeth; Dr. von Loesch, Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses des Deutschen Schutzbundes; Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Penck, Berlin; Geh. Regierungsrat Dr. Quaalz, M. d. R., Essen, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Schumacher, Berlin; Universitätsprofessor Dr. Martin Spahn, Köln

herausgegeben von

Dr. Walther Schotte

I. Jahrgang — Vierteljährlich 275.— Mark

Einzelheft 40.— Mark, Doppelheft 70.— Mark

Die Rundschau erscheint am 1., 10. u. 20. jeden Monats

Aus dem Inhalt des 8. u. 9. Heftes:

Walther Schotte: Das Stinnes-Lubersac-Abkommen

Robert Deunier: Interessengemeinschaft zwischen Hypothekenbanken und Kreditgenossenschaft

Friedrich Edler von Braun: Teurungsmaßnahmen — Wirtschaftspolitik der kleinen Mittel

Fritz Heinz Reimesch: Ungarns industrielle Verluste an Rumänien

Alphons Nobel: Der Grand canal d'Alsace — die Vernichtung des Oberrheins

Englische Schwierigkeiten in Sibirien (Schluß)

Ueber die Wirtschaftskrise in Holland

Politisches und Wirtschaftliches aus ausländischen Zeitungen

Dokumentenbeilage

Probehefte stehen gegen Einsendung des Portos von Mk. 6.— kostenfrei zur Verfügung

Georg Stilke Verlagsbuchhandlung
Berlin NW.7, Dorotheenstr. 66/67

und uns innerlich erhebt. Es ist ein Unterhaltungsbuch, das keine großen Werte in sich birgt. Müller-Ahrend

25 Jahre Herausgeber. Am 1. Oktober 1922 sind 25 Jahre verfloßen, seit Dr. Friedrich Düsel, Berlin, die Schriftleitung der bekannten „Westermanns Monatshefte“ übernommen hat. Sein Verdienst ist es im besonderen, daß er die Zeitschrift nicht nur im ererbten Geiste literarischer Gesinnung weiterführte, sondern sie auch dem Leben der Gegenwart, dem jungen zeitgenössischen Schrifttum und der Kunst öffnete, alles Echte und Bleibende fördernd.

„Zauberwinkel“. Jfer-Verlag, Friedberg (Queis).

Zauberwinkel nennt sich die neue Dichterteile des Jfergebirges, die wiederum Wilhelm Müller-Rüdersdorf zusammengestellt hat und nach Jahresfrist der ersten Lesung, dem Jfertrauen, folgen läßt. Wir begegnen hier wieder bekannten Namen, wie: Carl und Gerhart Hauptmann, Leutelt, Benesch und vielen anderen und erfreuen uns an den sorgfältig ausgewählten Beiträgen.

„Einkleins Relativitätslehre“. Von Professor Dr. K. Düsing. Leipzig 1922, Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 15.40 Mk.

Der Verfasser des hier vorliegenden Werkes hat, gestützt auf seine Erfahrungen auf dem Gebiete anschaulicher Darstellung, besondere Sorgfalt auf leichte Verständlichkeit und greifbare Anschaulichkeit gelegt, um so eine der größten Errungenchaften wissenschaftlicher Erkenntnis weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

„Turnerjugend“. Von Otto Brüning, Mitglied des Jugendausschusses der deutschen Turnerschaft. 70 S., kart. 20.— Mk. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36. (Aus der Schriftenreihe „Deutsche Jugend“, herausgegeben von Frank Gläsel.)

Nach kurzem Ueberblick über das Wesen des deutschen Turnens und das Werden der deutschen Leibesübungsverbände wird im Gegensatz zu der eiligen Wettkampfs- und Höchstleistungs Jagd des Sportlebens die jugendliche Ursprünglichkeit des Turnens hervorgehoben und darauf hingewiesen, daß nach der Auffassung Jähns das Volksbewußtsein untrennbar mit dem Turnen verbunden ist.

„Das Geß des Teut“. Spiel in einem Aufzuge nach Robert Hamerling. Von Hans W. Burkhardt. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha. Preis 12.— Mk.

Aus dem unaufführbaren „Teut“ Hamerlings ist hier ein Stück herausgehoben, als ein Ganzes für die Bühne bearbeitet und in sich geschlossen abgerundet worden, daß jedem ersten Deutschen, der den eingeborenen Stachel der landstädtischen Serpenterung mit Schmerzen fühlt, bitter an Herz greifen muß.

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrg. Dezember 1922 Nr. 9

Anverlangte Manuskripte nicht einfinden
Porto in Papiergeld einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

	Seite
Johanna Beckmann: Weihnachten mit 2 Scherenschnitten . . .	397
Carl Lange: Johanna Beckmann, die Schwarzweißkünstlerin mit 6 Sche- renschnitten . . .	399
Fritz Walthers Bischoff: Klage . . .	405
Prof. Dr. Karl Dunkmann: Der Fische- Verlag, ein Arbeiter in der Werk- statt des deutsch-christlichen Geistes mit Bild . . .	406
Fritz Rudnig: Der Graphiker Robert Budzinski mit 5 Bildern . . .	411
Franz Mahlke: Abend im Bruch . . .	418
Fritz Braun: Eine Danziger Advents- andacht . . .	419
Hermann Rauschnig: Alt-Danziger Komponisten . . .	421
Fritz Walthers Bischoff: Heimweh . . .	426
Elisabeth Greitsch: Christus und das sterbende Kind . . .	427
Paul Mühjam: Jakob Böhmes Kirch- gang . . .	429
Carl Lange: Johanna Beckmanns Bücher . . .	430

Rundschau:

Dr. Gerhard Ryll: Nachhlänge zu den Haack-Berkow-Spielen in Ost- preußen . . .	431
Fritz Rudnig: Die Ostpreußenwoche in Königsberg . . .	433
Susanne Heß-Wyneken: Der Dichter Walthers Harich . . .	434
Hermann Strunk: Im Dienste der Wahrheit . . .	436
Dr. Weise: Goethe, der Mensch . . .	438
Das Arndt-Museum von der Stadt Bonn übernommen . . .	438
Buchbesprechungen . . .	439—446

Nachdruck und Nachbildung verboten

(Reichsgesetz v. 19. Juni 1904)

Copyright by Georg Stille, Danzig-Berlin 1922

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stille, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 1, Dorotheenstr. 66/67

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Albertstr. 9

Anzeigen-Aufträge erbeten durch
Georg Stille, Danzig-Langfuhr und Berlin NW. 1

Druck von J. S. Preuß,

Werkstätten für Buch- und Kunstdruck,
Berlin S. 14, Dresdener Straße 43

Dresdner Bank in Danzig

Langermarkt 12/13

Danziger Creditanstalt Aktiengesellschaft

Langermarkt 37/38

Tel. 3383, 3384, 3475, 3674

Devisen-, Effekten-,
Kontokorrent-Verkehr

Soeben erschien:

Die Tarifpolitik der deutschen Reichsbahn

herausgegeben vom

Reichsverkehrsministerium

Preis Mark 1.10 Grdz., Schlüsselzahl des B.V.

Zu den Klagen, Vorwürfen und Wünschen von Industrie und Handel wird, unter Heranziehung ausgedehnten statistischen und wirtschaftlichen Materials, kritisch Stellung genommen. Eine große Anzahl graphischer Darstellungen und Tabellen vervollständigen die Ausführungen, die geeignet sind, jedem, der mit der Eisenbahn als Fahrgast oder Verfrachter in Berührung steht, über die auftauchenden Probleme, Fahrpreise und Tarife erschöpfende Auskunft zu geben.

Georg Stilke Verlagsbuchhandlung

Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 66/67



Geplante Sonderausgaben

„Baltenland“

„Dosen-Bromberg-
Regedistrikt“

„Sinnland“

„Unsere Heimat“

„Elbing“

„Insterburg“

„Deutschtum in den
Grenzlanden“

„Die Deutschen in
Rußland“

Anzeigen rechtzeitig erbeten

Der Bezug der
„Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämtliche Buchhand-
lungen, durch die Post oder vom
Verlag erfolgen.

Auslieferung für Ostpreußen
durch Gräfe & Unzer,
Königsberg i. Pr., Paradeplatz.

Der Bezugspreis beträgt
vierteljährlich . . . 300 — Mkr.
für jedes Heft . . . 100.— „

Post-Bestellschein
liegt diesem Hefte bei.

Die Anzeigen werden berechnet:
 $\frac{1}{4}$ Seite M. 15000 $\frac{1}{4}$ Seite M. 5000
 $\frac{1}{2}$ „ „ 8700 $\frac{1}{8}$ „ „ 2750
Vorzugsplätze teurer; bei Jahres-
aufträgen mit Nachlaß. Die Preise
gelten in deutscher Währung.

Postfachkonto: Berlin 28489
Bankkonto:
Delbrück, Schäfer & Co., Berlin W.

In allen Angelegenheiten des Bezuges und
der Anzeigen wende man sich an den Verlag.

Anzeigenpreise:

1	Feld	im Jahre M.	1700
2	Felder	„ „ „	3200
3	„ „ „	„ „	4200

Bildungsstätten

Die Reihenfolge der Anstalten ist nicht maßgebend für die Güte

Staatlich anerkannte Gärtnerinnen-Schule Wittenberg

bei Tharau, Ostpreußen.
Beginn des neuen Lehrganges am 15. März 1922.
Prospekte frei auf Wunsch.

Barztdöchterheim Frau H. Müller

Nöfchenroda b. Wernigerode a. S.

Junge Mädchen finden Aufn. zur gründl. Erlernung d. Haush., gesellschaftl. Formen. Auf Wunsch Musik, Sprachen. Pensionspr. jährl. 6000, halbjährl. 3200 M.

Lähn i. Kienzgeb. | Pädagogium—Landschulheim

auf deutsch. u. christl. Grundlage. Gegr. 1873
Sechsklass. Realschule. Ziel: Verbandsprüfung (früh. Einjähr.) u. Obersekunda. Streng gereg. Intern. fam. Charakt. Beste Pflege, Unterricht u. Erziehung. Eigen. Oekonomie. Sport, Wandern Bäder.
Fernruf: Lähn 4. Prospekt frei durch die Direktion.

GÖRLITZ i. Schl.

Das Deutsche Töchterheim Nithack bietet gründl., zeitgem. Ausbildung in Kochen, Haushalt, Gewerbe, Bürgerkunde, Kunstgeschichte, Literatur, Musik bei vorz. Verpflegung. Pensionspreis jährlich 8000 Mk. einschl. Unterricht, wahlfreie Fächer extra. Näheres durch Prospekte.

Eisenach

Emilienstr. 12.

Elisa Beyer, Töchterheim Ziele der Frauenschule.

Wissenschaftliche Weiterbildung, insbesond. in Fremdsprachen. Pflege der Künste.
Gründliche hauswirtschaftliche Ausbildung.

Kinder finden sorgfält. körperliche und geistige Pflege. — 15 Zöglinge.

Landerziehungsinstitut „Heimgarten“
gegründet 1905.

Jugenheim a. d. B., bei Darmstadt.

Leit.: Elisabeth Griecke, Käthe Bomborn.

HOFFBAUER-STIFTUNG POTSDAM-HERMANSWERDER

JUGENDHEIM (vom 2. Jahre an) mit
LYZEUM für Mädchen u. jüng. Knaben.
FRAUENSCHULE mit staatl. Berechtg.
HAUSHALTUNGSSCHULE
★ ERHOLUNGSSHEIM ★
Jdylische Lage am Wald u. Wasser.

Seminar für Hauswirtschaftslehrerinnen
Kurse für Privat- und Gutsekretärinnen

Füllner-Werkentin-Lyceum

Altbekannte Anstalt in Bad Warmbrunn

(umfassend Klasse X—I.)

Hervorragend schöne, besonders gesunde Lage in unmittelbarer Nähe des Riesengebirges. Großer Garten. Internat, in dem auch zartere Kinder Aufnahme und liebevolle Pflege finden. Pension vierteljährl. 2000 Mk. Schulgeld vierteljährl. 200 Mk. Auskunft durch die Direktorin Dr. E. Eckelmann, z. Zt. Crossen a. d. Oder, Schloß.

Geheimrat Dr. Ing. h. c. E. FÜLLNER.

Der Untergang der Luna

Kosmologischer Roman von
Karl August von Laffert
Preis brosch. M. 75.—, geb. M. 100.—

Der vortreffliche Schilder der außergewöhnlicher Zustände, Karl August von Laffert, hat in seinem neuesten Buche, das er den Untergang der Luna nennt, ein Wagnis unternommen. Fest auf den Tatsachen der Wirklichkeit stehend, schildert er ein Geschehen, dessen Einzelheiten die kühnsten Gedankenflüge eines Jules Verne in den Schatten stellen, in den Schatten stellen müssen, denn von Laffert läßt uns Wirklichkeit sehen. Der Dichter stellt hier ein überraschend farbenprächtiges Gemälde vor uns hin, auf dessen kosmischen Hintergrund sich das reizvolle Theater einer überzüchteten Kultur abspielt, die an ihrer Unnatürlichkeit sterbend zerbricht.

Georg Stille, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW. 7, Dorotheen-Straße 66/67

Richtbücher der Politik!

DIE NEUE FRONT

Herausgegeben von

Moeller van den Bruck, Heinrich von Gleichen und Max Hildebert Boehm
Halbleinen Mark 165.— / Gr. 8°, 425 S. / Halbleder Mark 240.—

Die Jungen in der Politik!

Das Werk geistiger Selbsthilfe / Die überparteiliche Notgemeinschaft

Der Nationalismus im Leben der dritten Republik

in Verbindung mit Marie Luise Becker / Otfried Eberz / Hermann Gruber /
Hermann Platz / Paul Rühlmann / Matthias Salm / Wolfgang Windelband
herausgegeben von Joachim Kühn

Mit einem Geleitwort des Botschafters Freiherrn von Schoen
Geheftet Mark 90.— / Gr. 8°, 24 Bogen / Gebunden Mark 120.—

*Das Lehrbuch der französischen Kriegspropaganda / Ein Sammelwerk von
Dokumenten zur Schuldfrage*

Th. Hildebrandt / Das europäische Verhängnis

Die Politik der Großmächte, ihr Wesen und ihre Folgen
Gebunden Mark 35.—

„Ein Taschenbrevier für jeden Deutschen“

Hans Oehler / Das Ergebnis von Genf

Der Einfluß der ersten Versammlung des Versailler Völkerbundes auf den
Ausbau der zwischenstaatlichen Rechtsordnung, auf die wirtschaftlichen und
politischen Verhältnisse Europas und auf die außenpolitische Stellung der Schweiz

Geheftet Mark 36.—

Auch heute noch aktuell! Ein klarer Blick in die Zukunft Europas

J. von Uexküll / Staatsbiologie

(Anatomie — Physiologie — Pathologie des Staates)

Geheftet Mark 15.—

*Eine umstürzende Aenderung der Auffassung vom Wesen des Staates und ein
Weg zur Gesundung vom unanfechtbaren Standpunkt der Naturwissenschaft*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag
Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35